

Schlesische Volks- und Jugendbücherei.

Sammlung
unterhaltender und belehrender Volksbücher
zur Pflege heimatlicher Kultur.

herausgegeben

unter Mitwirkung namhafter schlesischer Schriftsteller
von

Bruno Clemenz.

2. Bändchen:

Die neue Heimat.

Von **E. Grabowski.**



Breslau.

Verlag von Franz Goerlich.

Die neue Heimat.

Erzählung aus vergangenen Tagen

von

E. Grabowski.

Mit 18 Originalzeichnungen von G. Suhr.

2. Aufl.

für ober-schlesische Landeskunde.

Leiter: Karl Scjodrok.

Oppeln,



D 116

382

Breslau.

Verlag von Franz Goerlich.

Institut Śląski

L. 502/1

8173/54

~~SL 864~~

*SL 764

134937
I

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Die Kast im Walde	1
Die neue Heimat	13
Die Begegnung vor der Kirche	28
Das Wasser kommt	38
Auf dem Hochzeitsfeste	57
Die Verlobung	71
Nach höchster Not glücklich vereint.	82





Die Kask im Walde.

Sommerglut strahlte heiß und brennend vom blauen Julihimmel. Aber die breiten Kronen der Buchen und Eichen ließen die sengenden Strahlen der Sonne nicht durch, und der vielfach gewundene Weg, der durch den dichten Wald führte, lag im Schatten.

Schlecht und holprig war der Weg, trotz des heißen Sommers stellenweise morastig. Nur langsam kamen die Pferde vorwärts, die, vor einen Blauwagen gespannt, müde mit gesenkten Köpfen weiter trotteten. Tief sanken die breiten eisenbeschlagenen Räder in den weichen Grund des Weges. Knirschend drückte sich der lockere Sand unter ihrer Last zusammen. Schwer und voll war der Wagen geladen. Unter dem grauen Leinwanddache blickte allerlei Hausrat hervor, der dicht zusammengepackt, über Pflug und Egge, Mehlsäcken und Flachsbällen lag. Im Vordergrunde saß eine nicht mehr ganz junge Frau; ihre Arme umschlossen sorgsam ein kleines Mädchen, das friedlich im Schoß der Mutter schlummerte. Ein zwölfjähriger Knabe saß neben ihr und hielt mit stolzer, wichtiger Miene die lockeren Zügel, die ihm der große Bruder willig überlassen hatte. Es war ja auf dem schlechten Wege keine Gefahr für ein

Durchgehen der Pferde. Anton, ein junger, kräftiger Bursche von etwa 22 Jahren, ging neben dem Wagen her. Sein frisches, von blondem Kraushaar umrahmtes Gesicht zeigte keine Müdigkeit; nur Ungeduld blickte aus den blauen Augen.

„Ich möchte wissen, wann wir aus dem verwünschten Walde kommen!“ brummte er vor sich hin und knallte mit der Peitsche, um die Pferde zu ermuntern, die sich nur widerwillig fortbewegten.

„St! du weckst mir ja die Agnes“, flüsterte die Mutter aus dem Wagen heraus. Ihre Augen blickten zärtlich auf das Kind, das so blühend wie ein Heide-
röslein in ihrem Arme lag. Es war ihr Jüngstes, ihr Nesthäkchen; kaum fünf Jahre alt. Es wußte noch nicht, wie schwer es war, die alte Heimat verlassen und eine neue suchen zu müssen.

Langsam schwand der zärtliche Ausdruck in Rosalie Krügeleins Augen. Ihr Herz schlug ängstlich und bang. Die neue Heimat — wie dunkel, wie unbekannt war sie ihr! Fremd waren die Menschen, fremd die Sitten, fremd die Sprache, die sie dort finden wird. Ach, das Heimweh kam, packte und schüttelte sie. Mühjam kämpfte sie mit den Tränen. Wenn ihr Mann noch lebte —! Vielleicht hätten sie niemals ihr schönes Frankenland verlassen! Schrecklich war die Stunde, als man ihn tot in ihr Haus brachte . . .! Beim Holzfällen im Walde war er verunglückt, und nun hatten sie und die Kinder keinen anderen Ernährer als den jungen Sohn, der da so ruhig neben dem Wagen herging, so voller Hoffnung, voller Pläne für die neue Heimat.

Ja, die Jugend ist noch voll Wagemut und Kampfeslust. Die weiß noch nichts von der Schwere dieses Lebens.

Seufzend dachte es die sorgende Frau und sank wieder müde und abgESPANNT in sich zusammen.

Der kleine Robert neben ihr war voller Leben. Munter glitten seine Augen über all das Neue, das sich ringsum darbot. Da kamen Rehe aus dem Walde, äugten vorsichtig nach ihnen hin und sprangen dann in hohen Sätzen wieder zurück in das schützende Dickicht. Eichkätzchen kletterten in possierlichen Stellungen von Ast zu Ast. Wie rote Flammen leuchteten die buschigen Schwänze im Geäst der Buchen.

„Hei! wenn ich eines fangen könnte!“ dachte Robert, und seine Augen funkelten. Aber der Wagen rollte weiter, und die kleinen Räuber entchwanden seinen Blicken. Er vergaß sie rasch über den gaukelnden Schmetterlingen, die wie lichte Punkte durch den Wald flatterten, über den lockenden Beeren, die reif und glänzend am Wege standen. Blaubeeren — wer die pflücken könnte! Am liebsten wäre er vom Wagen geklettert und hätte sie nach Herzenslust gegessen; aber — — da gab es plötzlich einen heftigen Ruck. Robert und die Mutter mit ihrem Töchterchen wurden in die Höhe geschleudert und hielten sich krampfhaft an den Wagenrändern fest. Die Pferde standen still, und der Wagen neigte sich schwer zur Seite. Frau Rosalie tat einen lauten Schrei. „Gott steh' uns bei! Was ist denn geschehen?“ rief sie erschrocken. Die kleine Agnes war erwacht und schaute mit verschlafenen Augen um sich.

Anton kraute sich ärgerlich den blonden Kopf. „Das ist nun eine Geschichte! In ein Loch sind wir mit dem linken Hinterrade gefahren“, sagte er. Ein Weilchen stand er überlegend da. Die Kuh, die an dem Rückteil des Wagens angebunden war, brüllte und zerrte an den Stricken.

„Binde sie ab —“ rief die Mutter aus dem Wagen heraus. Sie hatte ihre Ruhe wiedergesunden. In der Lage, in der sie sich befanden, war Klagen und Jammern nicht angebracht. Hier galt es zu handeln. Sie stieg vom Wagen und setzte die kleine Agnes an den Rand des Weges. Dann ging sie zu ihrem Sohn, um mit ihm zu beraten, was zu geschehen habe. „Ein Radbruch“, sagte Anton und band die Kuh an einen nahen Baum. Robert, der auch vom Wagen gesprungen war, brachte den Handwerkskasten, aber der war vorläufig überflüssig. Erst mußte der Wagen flott werden. Das war keine kleine Sache. Wog doch die Ladung viele Zentner. Frau Krügelein holte ein paar Käfige mit Enten und Hühnern von dem Rückteil hervor und setzte sie am Wegrande nieder.

Anton schirrte die Pferde aus. „Wir werden abladen müssen,“ sagte er und blickte nach der Sonne. „Ich fürchte, wir werden hier lagern müssen,“ fuhr er fort. „Die Sonne ist weit vorgerückt, und der Mond geht erst gegen Morgen auf.“ Er sah sich nach Wasser um. „Ich will eine Quelle suchen,“ rief Robert, dem dies Ereignis sehr interessant erschien. Aber die Mutter rief voll Angst: „In dem fremden Walde? Bären und Wölfe sollen hier hausen und womöglich gar Räuber.“

„Ach, Räuber — die schlag ich mit Antons Reilhaue tot!“ rief der Knabe in jugendlicher Prahlucht.

„Dummes Kind!“ rief die Mutter ärgerlich. „Folge lieber und gib auf Agnes acht! Von den Beeren könnt ihr pflücken, die am Waldrande stehen — aber geht nicht zu weit in den Wald.“

Die Kinder hüpfen freudig hinweg. Die Mutter wandte sich voll Sorge zu Anton. „Was meinst du?“ Sie stemmte sich gegen das eingesunkene Rad — aber Anton zog sie fort und deutete auf die Ladung des Wagens. „Das muß erst herunter — wir zwei allein sind nicht imstande, den Wagen mit der Last zu heben.“

Da ließ Frau Krügelein die Arme sinken. „Mein Gott“, jammerte sie, „so kommen wir auch diese Nacht nicht aus dem schrecklichen Walde! Neun Tage sind wir nun schon aus dem freundlichen Breslauer Lande heraus und wissen nicht, wo wir sind und wie lange wir noch reisen müssen. Im Breslauischen, da hat es mir gefallen, aber hier, hier frißt die Angst mir das Herz ab. Nur Wald, Wald und wieder Wald — so dicht, daß die liebe Sonne nicht durch kann. O, warum bin ich aus meiner schönen Heimat fortgezogen!“

Sie schlug die Hände vors Gesicht und weinte.

Auch Anton verließ auf dieser langen und gefahr- vollen Reise endlich der Mut. Sie hatten vieles zu erdulden gehabt, aber nun waren sie schon tagelang an keinen belebten Ort gekommen, hatten nur ein paar Holzfäller und fahrendes Volk unterwegs getroffen und wußten kaum, wo sie waren.

„Wenn wir nur wüßten, ob wir auf dem rechten Wege sind,“ jammerte die Mutter.

„Ich meine, wir sind's,“ sagte Anton Kleinsaut. „Ich habe mir den Weg genau beschreiben lassen . . .“ Er zog ein Papier aus der Tasche. „Da ist der Plan, den mir der Bergmeister geschickt hat.“ Er breitete das Papier auf der Wagendeichsel aus. — „Sieh Mutter, dort geht der Weg weiter — es muß hier in der Nähe ein Kreuz sein!“

Er steckte das Papier wieder in die Tasche und sah um sich. Auf einmal leuchteten seine Augen auf. „Mutter,“ — er zeigte nach einem Seitenpfade — „dort steht das Kreuz! Nun ist alles gut. Hier sollten wir ja warten. Hierher will uns das Bergamt ein Vorspann schicken. Ich meine, wir lassen alles, wie es ist, und machen Rast, bis der Vorspann kommt.“

„Bist du so sicher, daß er kommt?“ fragte die Mutter zweifelnd.

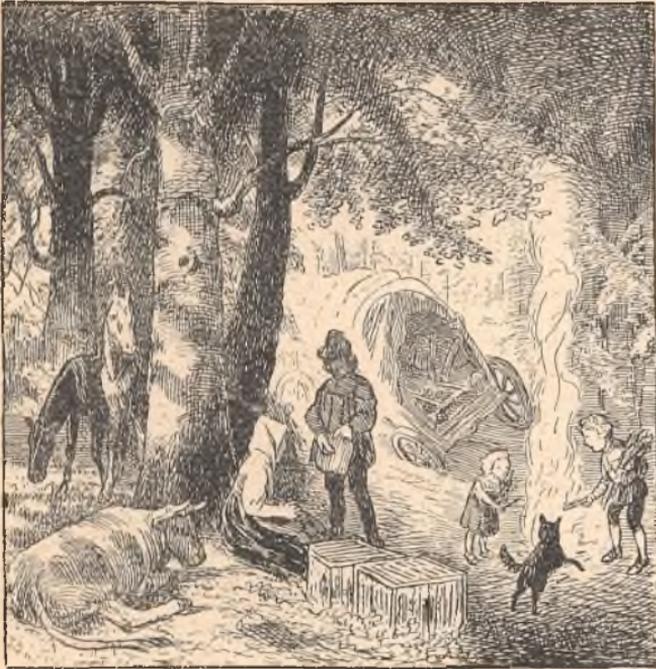
„Der Markgraf hat's versprochen,“ sagte Anton zuversichtlich.

„Ja, versprochen,“ entgegnete die Mutter, „aber ob er sein Wort halten wird . . .“

Anton fuhr herum, seine Augen leuchteten. „Ein deutscher Fürst, ein Hohenzoller, hat uns sein Wort gegeben, er wird es halten.“ Da nickte sie ein wenig beruhigt. „Aber die Menschen dort — wüßt und roh sollen sie sein! Anton, ich fürchte mich vor diesen Menschen. Sie reden nicht unsere Sprache.“ „Es sind viele Deutsche dort,“ sagte Anton. „Du weißt ja, der

Sohn vom Hergefell ist auch mit drei Freunden hingegangen. Es geht ihnen gut. Du mußt nicht so zaghaft sein, Mutter! Komm, setze dich.“ Er führte sie an den Rand der Straße.

„Wo sind die Kinder?“ rief Frau Krügelein angstvoll.



Die sprangen lustig im Walde herum, ange lockt von all den Wundern, die der schweigende, blühende Wald für sie hatte. Da beruhigte sich Rosalie Krügelein. Sie gab den Hühnern Futter und suchte Tränken für die Pferde. Anton war etwas tiefer in den Wald gegangen — nun hatte er doch Wasser entdeckt. Aus

einem Quell sprudelte es rein und klar. Er tränkte die Pferde und die Kuh und rief den Kindern zu:

„Sucht Reiser im Walde, wir wollen Feuer machen.“

Hei, wie da die jungen Wangen glühten! Eifrig gingen sie an die Arbeit. Anton holte Feuerstein und Zunder — die Mutter sammelte trockenes Moos. Bald loderte ein lustiges Feuer, in das die Kinder die Reiserbündel warfen.

Hektor, der Haushund, den sie aus der alten Heimat mitgenommen, lief lustig bellend zwischen den Kindern und dem Feuer her.

„Koch uns die Abendsuppe,“ bat Anton die Mutter. „Die Nacht wird warm. Wir wollen sie hier zubringen im Schutz des lieben Gottes, der dort aus den Bäumen schaut.“

„Ja — ja,“ sagte Frau Krügelein und kramte das Kochgerät aus dem Wagen. Bald dampfte das Süpplein in der Schüssel, die Kinder kamen vergnügt aus dem Walde gesprungen; man sprach das Tischgebet, aß und stärkte sich. Auch Hektor wurde nicht vergessen.

Inzwischen war die Sonne schon tief gesunken. Ihre Strahlen fielen schräg in den Wald und bestreuten die dicken Baumstämme, das grüne Moos und den schlechten Fahrweg mit roten Lichtern. Die Kuh lag wiederkäugend im Grase, die Pferde waren versorgt, und Hektor knabberte an einer Brotrinde. Mutter Rosalie, Anton und die Kinder saßen am Wegrande und plauderten von ihrer Reise.

Es war in jener Zeit, 1530, da der einstmals blühende Erzbergbau noch immer niederlag in Oberschlesien, weil niemand im Lande Geld genug besaß, ihn von neuem zu erschließen. Markgraf Georg von Brandenburg, ein Hohenzollernfürst, suchte die reichen Erzlager in jener Gegend wieder auszubeuten, nachdem sie jahrhundertlang verfallen waren. Der Markgraf, aus der fränkischen Linie stammend, hatte die Herzogtümer Jägerndorf und Beuthen-Tarnowitz als Pfandbesitz für eine große Summe erhalten, die er dem österreichischen Kaiser geliehen. Nun wollte er in dem verarmten Oberschlesien den Bergbau wieder zur Blüte bringen, und so rief er viele deutsche Bergarbeiter aus seiner fränkischen Heimat ins Land, besonders in die von ihm gegründete Stadt Tarnowitz. Auch Anton hatte sich entschlossen, seinem Rufe zu folgen, weil in seiner alten Heimat der Bergbau sehr zurückging und der Verdienst knapp war. Alles das besprach Anton mit seiner Mutter, als sie im Grase saßen und die Nacht erwarteten. Das Feuer knisterte leise. Die Kinder warfen ab und zu ein Stückchen trockenes Holz darauf, denn es sollte die ganze Nacht brennen, um Wölfe und anderes Raubgetier zu verschrecken. Noch war es aber Tag — wenn auch die Sonne schon tief im Westen stand.

Anton hatte ein Pergament aus seiner Ledertasche genommen. Es war sorgfältig in Leinwand eingewickelt. Er faltete es auseinander. „Siehst du, Mutter, hier in diesem Vertrage steht alles klipp und klar, was wir Bergleute für Rechte und Vorteile von dem Markgrafen erhalten: Da ist einmal — sicheres Geleit

durch die Tarnowiger Waldungen, dann Bezahlung unserer Schulden in der alten Heimat, schließlich Befreiung von allen Lasten der Gutsheerrschaft.

„Weißt du, Mutter, was das heißt? — Daß wir Franken freie Leute bleiben im Gegensatz zu den polnischen Bauern, die alle leibeigen sind. Wir brauchen nicht zu fronen, brauchen keinen Zoll und keinen Zins zu zahlen. Wir erhalten den Zehnten vom Erz und dürfen neben unserer Eigenschaft als Bergleute noch ein freies Gewerbe treiben! Haus und Hof erhalten wir auch — ach, Mutter, du wirst schon sehen, wie gut alles gehen wird!“

„Wenn wir nur erst dort wären!“ klagte Frau Rosalie mit einem leisen Seufzer. Die einbrechende Nacht weckte wieder ihre alten Sorgen. Sie rief die Kinder, die willig kamen. Im Wagen machte sie ihnen ein Bettlein zurecht. Sie legte sich zu ihnen, und bald schloß der Schlummer ihre müden Augen.

Anton erhielt das Feuer lustig brennend, nahm seine Waffen und setzte sich auf einen umgefallenen Baum nahe beim Wagen zur Wache. Die Nacht war sehr dunkel, der Wald, nur im nächsten Umkreis vom Feuer rot erhellt, glich einem Grabe. Eine große Ruhe lag in der Luft und ließ jedes Geräusch stark hervortreten. Das knisterte im Walde bald hier, bald dort, strich wie fauchend mit schwerem Flügelschlage durch die Baumkronen, raschelte in trockener Streu. Aus dem Dickicht kam das heisere Bellen der Wölfe. Anton hatte starke Nerven und kannte keine Furcht; aber diese dunkle Nacht

in dem fremden dicken Walde, so fern von allen Menschen, ließ ihn doch erbeben. Er betete leise vor sich hin; dann wieder horchte er in den Wald hinaus, legte wohl auch das Ohr auf den Boden, um fremde, ferne Geräusche zu hören. Dann wieder schürte er das Feuer, daß es hoch auflohte und in seinem heißen Lichte die weißen Motten verbrannte, die es angelockt. Juli-nächte sind kurz. Bald breitete sich ein rosiges Schimmer über den Bäumen aus, und die Sonne kam mit goldigem Glanze. Wie oft schon hatte Anton die Sonne aufgehen sehen — noch nie hatte er sie mit solcher Freude begrüßt wie heut. Er ging zum Quell und wusch das heiße, müde Gesicht mit dem frischen Wasser. Da war es ihm plötzlich, als hörte er Pferdegetrappel. Ein freudiger Schreck durchzuckte ihn. Er legte das Ohr auf den Boden — es war kein Zweifel, Pferdehufe schlugen dumpf auf den Waldboden.

„Mutter, Mutter!“ rief er in seiner Freude. Die Frau war schon lange erwacht; auch sie hörte in dem stillen Walde das fremde Geräusch. Aber ihr Gesicht zeigte bange Sorge. Als sie den Sohn rufen hörte, kletterte sie aus dem Wagen. „Wenn's nur nicht Räuber sind!“ flüsterte sie besorgt.

„Ach Mutter, die kommen nicht so am hellen Morgen,“ erwiderte Anton. Aber sein Herz schlug doch heftiger, und ein rascher Blick glitt über die Habe, die sie aus der Heimat brachten. Auch ihm war es bekannt, daß der Wald nicht sicher war. Die nahe polnische Grenze begünstigte das Räuberunwesen; und mancher Stein am Wege hat um stilles Gebet für grau-

sam ermordete Wanderer und Kaufleute. Er nahm seine Waffe fester in die Hand und horchte mit gespannten Nerven auf das Nahen der Pferde. Die Mutter stand neben ihm und betete mit gefalteten Händen. Das Herz klopfte ihr zum Zerspringen. Tage-lang hatten sie keine Menschen getroffen. Die jetzt kamen, waren es Freunde oder Feinde?

Da auf einmal klang ein helles Wiehern in den Morgen hinein. Auch ihre Pferde wurden unruhig und erhoben sich schwer vom Boden. Der Hund bellte. Nun zeigten sich um die Biegung des Weges braune Pferdeköpfe, bald kamen die ganzen Leiber zum Vorschein. Vier hübsche Füchse, auf denen schlanke Männer in grauem Leinenkittel, ohne Sattel, saßen. Lange Peitschen steckten im Schafte ihrer groben Stiefel. Freund oder Feind — die nächste Minute mußte es entscheiden. Anton hielt unwillkürlich den Atem an und griff fester nach der Waffe, die er unter seinem leinenen Fuhrmanns-hemde trug.

Die Pferde hielten, die Männer sprangen ab, und mit einem fröhlichen „Grüß euch Gott, liebe Fremdlinge“ traten sie näher. Da löste sich die Spannung in Antons Gesicht. Mit dem heimatlichen Grusse kamen diese Männer ihm entgegen; Franken waren es, die Vorspann brachten.

„Grüß euch Gott,“ erwiderte er und reichte allen die Hände. Frau Rosalie weinte vor Rührung und Freude. Diese Männer redeten die Sprache ihrer Heimat! O wie lieblich klang die hier in ihren Ohren! Nun war ja alles gut. Neues Hoffen kam auch in ihr Herz.

Sie weckte die Kinder und kleidete sie an. Mit Hilfe der fremden Männer wurde der Wagen bald wieder flott. Das Rad wurde in Ordnung gebracht, die Kuh hinten angebunden. Der Käfig mit den Hühnern und Enten kam oben auf seinen alten Platz. Anton schirrte die Pferde ein. Dann tranken alle von der frisch gemolknen Kuhmilch. Frau Rosalie reinigte die Gefäße am Quell, steckte rasch ein paar Blumen vom Wege unter das Kreuzesbild im Walde, nahm mit den Kindern unter der Plau Platz, und weiter ging es wieder der aufgehenden Sonne entgegen. — Die nächste Nacht, so versicherten die fremden Männer, würde man schon in Tarnowitz sein. Reges Gespräch kürzte den Weg. Anton hatte allerlei zu hören und zu fragen; auch Frau Rosalie horchte aufmerksam zu.

Die neue Heimat.

Die Männer hatten die Wahrheit gesagt. Gegen Abend begann sich der Wald zu lichten, und man kam ins Freie.

Die untergehende Sonne warf Rosenglut über die ganze Landschaft, die seltsam und fremd vor den Augen der Einwanderer lag. Auf hügeligem Boden erhoben sich viele kegelförmige spitze Türmchen; dazwischen lagen Erdhügel, standen Haspelgestelle, die mit den Dorfbrunnen viel Ähnlichkeit hatten, bewegten sich Pferde im Kreise herum, stießen Männer mit langen Stangen

in runde Baumstämme; überall kribbelte es von Menschen. Häuschen, aus Holz gebaut, mit Schindeln oder Stroh gedeckt, standen regellos umher. Karren, Wagen, Holzstämme und vieles andere lag bunt durcheinander. Mutter Krügelein und die Kinder starrten mit großen Augen auf diese eigenartige Landschaft. Sie hatten noch nie ein Bergwerk gesehen, da sie im Franken-



lande fern von den Gruben gewohnt hatten. Anton war wohl eine Meile weit zu seiner Arbeitsstätte gegangen. Aber auch er war überrascht.

„Ist das die Bergstadt Tarnowitz?“ fragte er seine Begleiter, die ihre Pferde vor Anton's Wagen gespannt hatten und nun nebenher gingen.

„Ja,“ erwiderten die Männer. „Die Stadt ist jung. Es sieht alles noch wüst aus. Wie Ihr wißt, bringt Bergbau viel Unordnung in seiner Umgebung

mit. Aber es läßt sich hier gut leben — der Verdienst ist reichlich, und sonst geht es auch.“

„Die winzigen Häuser,“ rief Frau Rosalie kleinlaut, als sie näher kamen. Robert aber rief mit heller Stimme: „Soviel Kirchen — ich habe schon 100 Türme gezählt!“

„Das sind keine Kirchen,“ belehrte ihn einer der Männer. „Diese spitzen, kegelförmigen Türmchen stehen über den Erzgruben. Jedes einzelne hat eine Öffnung, durch die man wie durch eine Tür in das Innere der Erde gehen kann.“

Da machte der Knabe große Augen. „Und die vielen, vielen Brunnen . . .“

„Sind Haspelgestelle — Maschinen, die uns helfen, die gewonnenen Erze mittelst hölzerner Eimer aus der Tiefe der Erde zu holen. An festen Seilen hängt eine Schale, auf welche die Eimer mit den Erzen gestellt werden, die aus der Erde kommen.“

Robert erstaunte immer mehr. Welche Wunder barg der Ort für ihn. Fiebernde Ungeduld durchkreifte seine jungen Glieder.

„Und die vielen, vielen Menschen und Pferde!“ rief die kleine Agnes und schlug die Hände zusammen.

Anton sprach über die Menge der Förderung, die guten Arbeitsstellen und manches andere mit den Männern. Die Mutter saß ruhig in dem Wagen. Ihr Gesicht drückte Kummer aus. Sie fürchtete sich vor der neuen Heimat, in der die Häuser so winzig und verstreut herumstanden, und in der alles so wild aussah. Da war es in ihrer Heimat doch ganz anders.

Was würden wohl die guten Nürnberger sagen, könnten sie diese Stadt im östlichen Winkel Schlesiens sehen! Sie seufzte tief auf. Sie wußte es ja nicht, daß eine Grubenstadt nicht anders aussehen konnte, wußte nicht, daß diese Stadt erst wenige Jahre alt war. Auch wir haben keine Ahnung davon, wie es früher in den Bergwerken ausgesehen hat! Damals, als es noch keine Elektrizität, keine Dampfmaschinen, keine Kohlen und in Oberschlesien wenig eiserne Geräte gab! Aus Holz wurden die Wohnhäuser erbaut, Holztürmchen standen über den Schächten, Holzröhren dienten zum Waschen der Erze, Holzweimer holten die Erze aus der Tiefe oder Fauche, wie der Bergmann sagt. Das Holz war reichlich da. Die großen, dichten Wälder gaben es in Hülle und Fülle.

Langsam bewegte sich der Zug der Einwanderer dieser Holzstadt zu, die im Lichte der scheidenden Sonne vor ihnen lag. Die Männer hörten auf zu reden. Rosalie saß mit gefalteten Händen da, und selbst die Plappermäulchen der Kinder verstummten vor der Feierlichkeit dieser ernstesten Stunde, die ihnen die neue Heimat brachte. Als sie die breite, ungepflasterte Straße erreichten, die in das Innere der Stadt führte — läutete die Abendglocke. Da fielen Tränen aus Rosaliens Augen. Eine Kirche war im Orte, sie kamen also nicht zu Heiden!

„Es ist nur eine Holzkirche,“ sagten die Männer, die die Mützen abgenommen hatten, „aber unser gütiger Herr, der Markgraf, läßt uns ein neues, steinernes Gotteshaus bauen. Der Grund wird schon gegraben.“

Sie fuhren ins Städtchen ein, und da sah Rosalie das schlichte Holzkirchlein wie eine treue Hüterin aus dem Gewirr der Häuser, Schächte und Halben auftauchen. Ihre Augen leuchteten. „Ich denke, wir werden uns hier eingewöhnen,“ flüsterte sie Anton zu, der die Zügel der Pferde hielt und dicht neben dem Wagen herging. Es kostete Mühe, den hoch beladenen Wagen vorwärts zu bringen, denn die Straßen der Stadt auf dem Berge, wie Tarnowitz genannt wird, waren steil und zerfahren.

Da es schon Feierabend war, lag eine gewisse Ruhe über dem Städtchen. Viele Leute standen vor den Thüren und sahen den Ankömmlingen neugierig entgegen. Man war es wohl gewöhnt, oft Fremde in der Stadt zu sehen. Der gute Ruf, den die Bergverwaltung besaß, die vielen Freiheiten, welche die Bergleute genossen, lockten viele Fremde an. Es kamen Leute aus Niederschlesien, aus Böhmen, aus Ungarn, aus Sachsen, aus Franken, aus Italien und dem nahen Polen, um in Tarnowitz Erz zu graben und zu verhütten (schmelzen). Aber Familien mit Kindern und Hausrat kamen doch schon feltener, seit der Markgraf die 50 Familien aus seiner Heimat angesiedelt hatte. So war man neugierig auf die neuen Menschen, die endlich vor der Herberge rasteten.

Anton dankte den freundlichen Männern, die ihm den Vorspann geleistet hatten, mit einem herzlichen „Gott bezahl's“ und lud sie alle zu einem Trunkte nach der ersten Löhnung ein.

Inzwischen war ein Mann in Bergmannskleidung mit dem Abzeichen des Beamten an Anton herangetreten

und hieß ihn herzlich willkommen. Es war der Unterbergmeister, der in Tarnowitz wohnte, obgleich das Bergamt in dem heutigen Neudeck lag. Er sprach einiges mit Anton, seiner Mutter und den Kindern, fragte sie nach der Reise und winkte dann einem Steiger.

„Er wird Euch eure Wohnung weisen,“ sagte er zu Anton. „Gott segne Euren Einzug!“

So ging es denn noch eine kleine Strecke weiter durch die Stadt, bis an den Rand derselben, wo schon



wieder der dunkle Wald wie eine Wand auftauchte. An vielen kleinen Holzhäuschen kamen sie vorüber. Eines besonders gefiel Anton und seiner Mutter gut. Es hatte hellblaue Rahmen um die kleinen Fenster, und in dem Gärtchen, das es umfriedete,

blühten bunte Blumen. Ein Brunnenhäuschen stand auch darin. Ein Holunderstrauch breitete seine grünen Zweige schützend über den Quell. Die roten Beeren schimmerten wie Blutkorallen aus dem saftigen Grün. Neben diesem Brunnen stand ein Mägdelein in ärmlicher Kleidung. Nur Rock und Hemd aus grober, roher Leinwand deckten ihre Glieder. Den Hals zierte ein Ketten von roten Perlen; die blonden Zöpfe lagen gleich einem Kranze um den zierlichen Kopf. Neugierig sah das Mädchen

den Kommenden entgegen. Als es Anton bemerkte, der mit frohen Augen zu dem Mädchen blickte, senkte es verschämt die Lider mit den langen, dunklen Wimpern und eine helle Röthe überzog ihre rosigen Wangen.

„Hast du gesehen, Mutter, wie lieb das Kind aussah?“ fragte Anton Frau Krügelein.

„Ja,“ sagte sie zerstreut. Ihre Gedanken waren ganz wo anders. Dort, wo die letzten Häuser des Städtchens standen, zeigte sich auf sandigem, trockenem Grunde ein kleines Gehöft. Das Haus war aus Balken gezimmert, die kleinen Fenster blickten schwarz und dunkel in den Abend. Aber überaus heimlich sah das Häuschen aus im Schutze des alten Birnbaumes, der seine mit Früchten beladenen Zweige über das tiefe Strohdach breitete.

„Das Haus gefällt mir, Anton,“ sagte Frau Krügelein zu ihrem Sohne. „Es steht so bequem und abseits von den anderen. Da läßt es sich gut hausen, ohne Ärger mit den Nachbarn. Wer mag wohl darin wohnen?“

„Es ist eure Wohnung,“ sagte der Steiger, der sie hergeführt. „Ich übergebe es Euch im Namen unseres edlen Herrn, des Markgrafen von Brandenburg.“ Da lachte und weinte Frau Krügelein in einem Atem. „Gott segne unseren guten Herrn,“ rief sie freudig. „Er sorgt väterlich für uns Fremdlinge! Sieh nur Anton — Stallungen und Scheuer, alles ist da, sauber und nett. Und der schöne Birnbaum!“

Frau Rosalie war so froh, so erregt, so voll angenehmer Hoffnungen nach dieser langen und gefahr-vollen Reise.

Anton hatte die Pferde ausgeschirrt und in den Stall geführt; auch die Kuh wurde abgebunden und allerlei Hausrat vom Wagen gepackt. Ein paar Männer waren gekommen, um zu helfen, andere standen herum und schauten zu; sie bewunderten die Sachen, die Frau Krügelein in die Wohnung tragen ließ. Die bunten Kästen und Truhen, die breiten Bettstellen mit den Tulpen und Rosen, die auf die Fußwand gemalt waren, das zierliche Spinnrad und viele andere Dinge. Auf einmal wurden laute Stimmen und Hühnergeschrei hinter dem Hause gehört. Anton kam mit rotem Gesicht aus dem Hofe.

„So ein Lump!“ sagte er erregt. „Da wollte mir so ein nichtsnutziger Kerl die graue Legehenne stehlen. Aber ich habe ihm den Meister gezeigt! Der wird sich den Denzettel merken!“

Angstvoll sah die Mutter zu dem zürnenden Sohne auf. „Fang nicht Streit an gleich am ersten Tage,“ bat sie.

„Aber ich bitte dich, ich werde mich doch nicht bestehlen lassen!“ gab Anton zurück.

„Hab ich nich wollen stehlen, hab ich wollen bloß anschau'n der schöne Henn,“ sagte jetzt dicht neben ihnen ein Mensch in schlechtem Deutsch, und zwei haßerfüllte, tödliche Blicke trafen Anton. Dann lief der junge Bursche, der diese Worte gesprochen, mit höhnischem Lachen davon.

Anton sah ihm verdrießlich nach. „Ich glaub's ihm nicht — stehlen wollte er,“ brummte er noch vor sich hin — dann ging er wieder an die Arbeit. Das kleine,

bewegliche Gut wurde noch unter Dach gebracht, das andere blieb auf dem Wagen. Der Himmel war klar, Regen nicht zu befürchten. „Ich und Hektor halten Wache,“ sagte er zu seiner Mutter. Sie nickte ihm zu, machte beim Schein einer Riesenfacel im Stübchen für diese Nacht eine Streu zurecht, legte eine Decke darüber und schlief mit den Kindern so ruhig und glücklich wie schon seit vielen Wochen nicht. Die erste Nacht in der neuen Heimat, wie süß und friedlich war sie! — —

Als Rosalie erwachte, guckte die Sonne schon durch die kleinen Fenster in das Stübchen. Da sprang sie auf, kleidete sich rasch an und ging hinaus, nach dem Vieh zu sehen. Anton hatte es schon versorgt. Frau Krügelein sah im Lichte des jungen Tages, wie sauber und praktisch alles eingerichtet war. „Der gute Markgraf, wie väterlich hat er für alles gesorgt!“ rief sie voll Rührung und Dankbarkeit.

„Ja,“ gab Anton zur Antwort, „es soll früher schrecklich hier in der Gegend gewesen sein! Menschen und Tiere, alles hauste in einem elenden Raume zusammen, der nie gelüftet und selten gekehrt wurde. Eine Pfütze in der Mitte des Zimmers war für Enten und Gänse bestimmt. So hat es mir gestern einer der Männer erzählt. Im Dorfe Tarnowitz, das etwas weiter liegt, käme so etwas noch heute vor. Hier hat der Markgraf befohlen, daß jedem Arbeiter ein Häuslein gebaut wird, mit Stall und Garten, so wie die Deutschen es in ihrer Heimat gewöhnt waren. Die Häuschen sind wohl nicht ganz so nett, aber sie sind

warm und freundlich im Winter, kühl im Sommer. Ich denke, wir werden uns einrichten!"

„Das gebe Gott,“ stimmte Frau Rosalie zu. Dann melkte sie die Kuh, die auch sehr zufrieden vor der Krippe stand, und ging ins Haus, das Frühstück zu bereiten. Sie kochte ein gutes Hafersüpplein und legte



Roggenbrot dazu. Das war ein sehr gesundes Essen, das allen schmeckte und stark und kräftig machte. Der Kaffee, der lange nicht so gesund ist, war damals bei uns noch unbekannt, ebenso die Kartoffeln.

Der Morgen ging rasch hin mit dem Abladen des Hausrats und dem Einräumen in die Wohnung. Die Kinder halfen tüchtig mit; Hektor sprang lustig bellend

umher — ihm wurde seine alte Hütte unter den Holunder gestellt, der auch hier seine Zweige über den Brunnen breitete. Nachdem alles besorgt war, stellte sich Anton seinen neuen Vorgesetzten vor und meldete sich zur Arbeit. Der frische und starke Bursche mit den hellen, guten Augen gefiel überall, wohin er kam. Man schüttelte ihm die Hände und begrüßte ihn herzlich.

Der Nachmittag war noch fein. Er nahm Robert, der es nicht mehr erwarten konnte, die Wunder der Grubenstadt zu sehen, mit und führte ihn überall herum. Er zeigte ihm die Eingänge unter den spitzen Holztürmen, die in die dunkle Erde führten. Er erklärte ihm die gelbe, graue und rötliche Erde, die die kostbaren Erze barg. Schlammig, unansehnlich sah diese Erde aus, wenn sie mittelst der Haspeln in den hölzernen Röhren aus der Tiefe gewunden wurde. Geschäftige Hände kippten die Eimer in bereitstehende Karren um, und fleißige Schlepper führten sie fort in die Wäsche. Ja, all der Schlamm und die Erde mußten erst von den festen Teilchen abgewaschen werden, ehe die Steine von den Erzen gesondert und diese geschmolzen werden konnten. Heute geschieht das durch Maschinenkraft. Damals half man sich auf andere Weise. Es wurden starke Eichenstämme ausgehöhlt, so daß sie hölzerne Röhren bildeten. In diese schüttete man die unreinen Erze, leitete Wasser darüber und schürte mit langen Kragern so oft darin herum, bis aller Schlamm mit dem beständig darüber fließenden Wasser weggeschwemmt war. Dann wurden von Frauen und Kindern die Steine von dem Erze gesondert und

endlich die Erze in die Schmelzöfen geschickt. Diese lagen weiter hinter Tarnowitz, waren auch nur ganz einfach eingerichtet und nur mit Holz erhitzt. Denn



Kohlen gab es damals noch nicht in Oberschlesien. Die ruhten noch ungenützt im Schoße der Erde.

Robert kam aus dem Staunen nicht heraus. Er hatte noch nie ein solches Bergwerk gesehen. War das ein Leben überall! Es wimmelte von Menschen. Da wurde Holz gespalten, dort gefügt, da gezimmert; denn alles, was für

die Erzgräberei gebraucht wurde, stellte man in der Stadt unter freiem Himmel her. Haufenweise lagen Birken, Föhren und Eichenstämme umher. All das viele wertvolle Holz hatte der Markgraf der Stadt geschenkt. Es wurden Bretter daraus gespalten, Rundbäume geglättet, Pumpröhren gebohrt, Holzstifte geschnitten, Türstöcken für die Schachteingänge gezimmert, Stengel (Schachtholz) gevierteilt, Fülltröge, Erzmulden und viele andere Dinge gearbeitet.

Zu den wichtigsten Einrichtungen gehörten die Roßkünste. So nannte man die einfachen Maschinen, die

durch Pferde im Rundlauf betrieben wurden, und die dazu bestimmt waren, die Grubenwasser in ledernen Eimern aus der Teufe zu heben. Roßknechte nannte man die starken Männer, welche die Roßkünste bedienten. Es waren Deutsche, die der Markgraf hatte kommen lassen. Die wichtigsten und schwierigsten Arbeiten wurden überhaupt nur von Deutschen ausgeführt, die den Bergbau schon in ihrer deutschen Heimat — in Sachsen, Franken, Niederschlesien und auch an anderen Orten — kennen gelernt hatten. Die deutschen Bergleute zogen damals durch ganz Europa, und wo es lohnenden Bergbau gab, siedelten sie sich an.

Die Roß- oder Wasserkünste waren für den Tarnowitzer Bergbau darum so wichtig, weil sich in den Gruben sehr viel Wasser ansammelte, so daß die Bergleute darin nicht arbeiten konnten. Oft kam das Wasser so rasch aus den Berggruben und Löchern, daß die Bergleute sich nur durch rasche Flucht zu retten vermochten. Häufig genug forderten die Grubenwasser ein Opfer.

Können die Wasser aus den Gruben nicht beseitigt werden, dann sagt der Bergmann: „Die Gruben sind erjoffen“. Solche Gruben können nicht weiter befahren — das heißt: ausgebeutet werden. Damals gab es in Oberschlesien noch keine Dampfmaschinen. Jede Maschine mußte durch Menschen- oder Pferdekraft bewegt werden. In Tarnowitz arbeiteten sehr viel Pferde theils an den Roßkünsten (ähnlich wie an den heutigen Dreschmaschinen, die ohne Dampf betrieben werden), theils führen sie Erze, Steine, Hölzer ab und zu. So flutete das Leben vielfach in dieser wunderlichen

Stadt. Maschinen quietschten, Räder rasselten, Hämmer pochten, Wasser plätscherten, dazwischen schrieen Fuhrleute, lärmten Knechte und schimpfte der fränkische Hutmann. So nannte man den Oberaufseher, der mit dem schwerem Stocke durch das Getriebe ging. Er paßte scharf auf, und wo er Faulheit fand oder grobe Fahrlässigkeit, da sprach sein Stock eine allen verständliche Sprache. Der Hutmann fiel schon durch seine Kleidung auf. Er trug einen öligen Schachthut mit breiter Krempe, einen dunklen Bergmannskittel aus Leinwand und das Fahrleder, das jeder Bergmann in der Arbeit braucht, hinten aufgebunden. Es reichte fast bis in die Mitte der Waden, so lang war es. Der Hutmann hatte keine leichte Stellung. Denn wie überall gab es auch hier schlechte Menschen unter den Arbeitern, die wild und liederlich waren und nur durch Strenge regiert werden konnten.

Anton erzählte das alles dem jungen Bruder, während sie zwischen den Schächten, den Pferden, Menschen und Baumstämmen umhergingen. Der Knabe horchte mit leuchtenden Augen und heißen Wangen zu. Ihm gefielen vor allem die vielen Bergleute, die in braunen Kitteln einhergingen, in der Hand die eiserne, offene Grubenlampe, die mit Öl gefüllt war, in das ein kurzer Docht getaucht war. Solche alte Lampen sind heute im Museum in Gleiwitz zu finden.

Es dunkelte schon, als Anton mit Robert an einem der letzten Schächte vorbeikam. Robert konnte sich es nicht versagen, in die dunkle Tiefe zu schauen. Ode Finsternis schaute ihm daraus entgegen. Plötzlich tauchte ein blauer

Lichtfunken darin auf. Der Knabe erschrak darüber sehr, das Licht wandelte in dem Schachte langsam weiter.

„Hat dich der Berggeist geschreckt?“ fragte ihn ein Bergmann, der gerade vorüberging.

„Was ist denn das — ein Berggeist?“ fragte Robert seinen großen Bruder mit furchtsamer Neugier, als sie weitergingen.

Anton gab ihm keine Antwort. Er hatte die Frage wohl nicht gehört. Seine Augen blickten nach dem Häuschen mit den blauen Fensterrahmen und den bunten Blumen. Ob wohl das liebe Mädchen wieder im Garten stand, das er gestern dort gesehen? Er guckte über den Zaun nach dem Brunnenhäuschen, aber er sah nichts als ein



weißes Käzchen, das zusammengerollt auf dem Dache saß, und den Wacholderstrauch mit seinen roten Beeren. Eine Frau ging mit dem Rechen über das Feld. Sie mochte wohl die Mutter des hübschen Mädchens sein.

Die Begegnung vor der Kirche.

Fast eine Woche waren Krügeleins in der neuen Heimat. Anton ging nun täglich in die Grube, Erz zu fahren, und auch Robert fand schon leichte Arbeit für seine junge Kraft. Des Morgens mußte er die Schule besuchen, die der Markgraf in Tarnowitz nach fränkischem Muster eingerichtet hatte. Es gab damals nur wenig Schulen in Schlesien, und nur wenig Menschen konnten lesen und schreiben. So wurde diese Schule als eine besondere Gnade des Landesherrn betrachtet.

Frau Rosalie hatte nun all die mitgebrachte Habe fein und sorglich in ihrer Wohnung untergebracht. Besonders die große Stube mit dem Familienofen hatte sie gar heimlich eingerichtet. Auf die breiten Bänke, die um den Ofen herum standen, hatte sie Lederkissen gelegt. Da saß dann am Abend die Familie gemütlich beisammen und erzählte sich allerlei. An den Wänden hingen schöne Bilder. Ein Schrank, mit grünen Kacheln ausgelegt, stand zwischen den Fenstern. Bunte Töpfe, Teller und Schüsseln hingen hier an kleinen Haken, auch feine Zimmerkrüge, wie sie in Tarnowitz sonst niemand hatte. Das schönste aber war ein Spinnrad. Es war wohl das erste und einzige in Tarnowitz. Die Leute spannen hier den Flachs noch mit der Spindel, das Spinnrad kannte niemand. Da guckte gar mancher heimlich durch die kleinen Fenster und sah mit großen, verwunderten Augen, wie das Mädchen sich drehte, wenn Frau Rosalie den Holztritt mit den Füßen be-

wegte, und wie rasch der Faden sich aus dem goldenen Flachse zusammendrehen ließ. Neben dem Spinnrad stand eine aus Holz gedrechselte hohe Leuchte, auf die am Abend die brennenden Kienspäne in eine Schale gelegt wurden. So beleuchteten die Menschen damals noch überall ihre Wohnungen, denn Wachs und Öl war gar zu teuer, und Petroleum, Gas oder gar Elektrizität kannte noch niemand.

Als alles so heimlich und nett in dem Häuschen war, da sagte Frau Rosalie zu ihrem Sohne Anton:

„Wohl wird es mir schwer, die alte Heimat zu verlassen, aber da Gott uns hier reichlich unser Brot gibt, wollen wir ihm von ganzem Herzen dafür danken und so glücklich wie möglich über alles sein, was wir hier finden.“

Anton küßte der Mutter gerührt die Hand, denn seinetwegen hatte sie die alte Heimat verlassen. Am anderen Morgen brach der erste Sonntag für die Familie Krügelein in der neuen Heimat an. Frau Rosalie hatte die Kinder festlich angezogen, auch selbst ihre schönsten Kleider angelegt. Den blauen Rock mit buntem Bande, das samtene Leibchen und die Haube von Gold und Spitzen. Sie sah sehr stattlich aus, wie sie mit ihren Kindern zur Kirche ging, und alle Leute sahen ihr nach.

Als sie die Kirche erreichten, bemerkten sie, daß diese viel zu klein war, um die Menge der Menschen zu fassen, die da gekommen waren, den Sonntag zu heiligen. Es standen viele Kirchenbesucher draußen auf dem Gottesacker und folgten hier dem Gottesdienste. Wie das

Schlußlied verklang und die Menschen still und andächtig den Heimweg antraten, sah Anton das blonde Mädchen vor einem Grabe stehen. Es schien hier auf die Mutter zu warten, hatte die Augen schüchtern gesenkt und blinzelte nur verstohlen die Vorübergehenden an. Anton grüßte sie; da wurde sie feuerrot, hob rasch die Augenlieder und sah ihn mit großen, dunklen Augen an. Dabei nickte sie ihm freundlich zu.

„Schön und lieblich ist sie,“ dachte der Bursche und freute sich über das Mädchen. In demselben Augenblick kam eine ältere Frau über den Weg; sie hatte ein weißes Leinentuch um Kopf und Schultern und blickte sich nach allen Seiten um.

„Julka — Julka!“ rief sie ängstlich, denn sie sah die Tochter nicht, auch waren viele fremde Männer da, die dreist herumschauten.

„Ich komme schon, Mutter,“ antwortete das Mädchen in polnischer Sprache. Anton verstand nicht, was es sagte, er sah nur, wie die Gerufene zu der Frau in dem weißen Umschlagtuche ging. Aber er wußte nun, daß sie — Julka hieß. Ein schöner Name, aber er wurde anders ausgesprochen, als in seiner alten Heimat. „Julie — Julchen,“ sagte man dort. Und da wurde es ihm klar, daß das Mädchen eine andere Sprache sprach als er. Er wurde recht betrübt darüber und dachte: Ich werde wohl niemals mit ihr plaudern können.

Inzwischen kam seine Mutter mit den Kindern, sie gingen nach Hause, aßen Mittagbrot und saßen dann



unter dem Birnbaum. Es kamen Nachbarn, und sie plauderten dies und das. Da schlich sich Anton fort. Sein Herz war traurig. Er mußte immer an das schöne Mädchen denken, das eine andere Sprache redete als er. Langsam ging er hinter dem Hause die hügelige Straße hinan, die zum Walde führte. Er hatte den Hut in der Hand und den Kopf gesenkt. So schritt er in Gedanken versunken weiter. Auf einmal fuhr ihm ein weißer Gänserich fauchend und mit den Flügeln schlagend in die Beine. Er jagte das wütende Tier mit seinem Bergstock weg. Da hörte er eine feine Stimme rufen: „Willi, willi, willi!“

Sogleich ließ der Gänserich von ihm ab und lief schreiend und schimpfend weg, dem Rufe nach. Jetzt erst sah Anton eine Schar Gänse auf dem grünen Hügel weiden. Auf einem Baumstumpf saß Julka. Sie hatte die Arme um die Knie geschlungen und rief die Gänse mit ihrem schmeichelnden — „Willi, willi, willi!“ Anton bemerkte nun auch eine Ziege, die an einen Pflock gebunden in der Nähe weidete. Das Mädchen war sehr rot geworden, als es Anton erblickte; zugleich sorgte es sich darum, ob der Gänserich etwa die schönen Sonntagsfalten des Burschen beschmutzt hatte. Aber sie war so verlegen, daß sie kein Wort sprechen konnte.

Anton grüßte sie. „Sind das deine Gänse?“ fragte er.

Zu seiner Verwunderung sagte sie in deutscher Sprache — „ja.“

Eine große Freude leuchtete aus Antons Augen. „Du kannst deutsch?“ fragte er näher tretend.

„O ja,“ gab sie zur Antwort und sah ihn mit ihren dunklen Augen freundlich an. „Wir haben doch die deutsche Schule besucht, und mein Vater hat von den deutschen Bergleuten eure Sprache gelernt. Nur die Mutter kann sie nicht sprechen, aber sie versteht alles.“

Anton freute sich über das liebevolle Mädchen, das in dem roten Sonntagsrock, dem weißen, hübsch gestickten Linnenhemd und schwarzen Nieder gar fein und zierlich aussah. Eine bunte Schürze reichte fast bis zum Rande des Rockes. Die Böpfe waren mit buntem Bande durchflochten und wie eine Krone um den Kopf gelegt.

Wie würde sich meine Mutter über solch ein Töchterchen freuen! dachte er. Zu dem Mädchen sagte er:

„Kannst du nicht manchmal meine Mutter besuchen, wenn ich in der Grube bin? Ihr seid unsere nächsten Nachbarn, und meine Mutter hat viele traurige Stunden, wenn sie allein ist. Sie kann sich doch nicht so leicht hier eingewöhnen und die Heimat, in der sie alt geworden ist, vergessen. Sie würde gern mit einem so freundlichen Mädchen, wie du bist, von alten Dingen plaudern!“

Julka war feuerrot geworden. Sie senkte ihr Köpfchen tief auf die Brust und flüsterte verlegen:

„Es würde mir wohl eine große Ehre sein, zu Eurer Mutter zu gehen; wenn sie mich gern sieht, will ich sie wohl besuchen.“

So plauderten die jungen Leute, herzlich und einfach. Der blaue Himmel wölbte sich über ihnen hoch

und weit. Kleine, rosige Wölkchen schimmerten in dem reinen Blau, und die Sonne stand wie ein glühender Ball im Westen.

Auf einmal rief Julka erschrocken: „Meine Gänse!“ Sie hatte während des Gesprächs nicht auf die Tiere geachtet, die in den Wald gelaufen waren.

„Willi — willi!“ rief sie angstvoll. „Ach, wenn ein Wolf kommt!“

Anton tröstete sie. „Wölfe kommen nur im Winter so nahe an menschliche Wohnungen, wenn der Hunger sie aus ihren Schlupfwinkeln treibt.“

„Ja — ja,“ gab Julka zu, „es wird wohl so sein. Auch sind die Wölfe nicht mehr so zahlreich hier, seit der Markgraf auf jeden Wolfskopf einen hohen Preis gesetzt hat und die vielen Jagden abhält. Aber die Gänse will ich doch lieber suchen. Es gibt auch Füchse hier und anderes Raubgetier.“

Sie lief rasch in den Wald und trieb ihre Gänse zusammen, die sich nach allen Seiten verlaufen hatten. Anton sah ihr mit frohen Augen nach, wie sie so leichtfüßig über das blühende Gras hüpfte und bald hier, bald dort auftauchte, jetzt hinter einem Erdhügel verschwindend, dann wieder mit ihrem flatternden, roten Köcklein sichtbar werdend.

Die Sonne war nun ganz untergegangen. Der Himmel erstrahlte in rosiger Glut, und auch das Land, die Wiesen, Felder und die nahe Stadt mit den vielen Schachttürmen und dem schlichten Holzkirchlein war in rotes Licht getaucht. Aus der Ferne flackerten die

Feuer der Schmelzhütten herüber, und die glühenden Schlacken auf den Halden glänzten wie flüssiges Gold. Es ist doch schön in dieser neuen Heimat! dachte Anton. Ja — es ist wohl überall schön auf unserer Gotteserde, wir müssen nur sehen und verstehen lernen, was Gott in seiner Größe so verschieden geschaffen hat.

Er nickte Julka, die ihre Gänse und die Ziege nach Hause trieb, freundlich zu und ging dann auch zurück nach seiner Wohnung. Der Abend war schön. Die Straßen waren voll fröhlicher Menschen, die auf den Baumstümpfen saßen. Als Reste des großen, dichten Waldes, der noch vor wenigen Jahren an Stelle der Stadt hier alles bedeckte, standen solche noch überall umher. Lustige Bergmannslieder durchzitterten die Luft:

„Kein Hammerschmied wäre auf dieser Welt;
Wenn halter kein Bergmann nicht wär;
Er könnte nie prahlen mit blankem Geld,
Wenn halter kein Bergmann nicht wär.
Keinen Hammer hätt' er in seiner Hand,
Der Schuster keinen Ahl,
Der Schlosser keinen Stahl,
Wenn halter kein Bergmann wär.

Kein Ackermann könnt einen Acker bestellen
Wenn halter kein Bergmann nicht wär;
Es gäbe auch keine Zimmergesellen,
Wenn halter kein Bergmann nicht wär;
Die Richtschnur tät's nicht machen,
Die Bergleut' tun sie auslachen;
Das Winkelleisen —
Das muß er ausweisen,
Das kommt vom Bergmann her.

(H. Köhler — alte Bergmannslieder.)

Anton hörte mit Freuden das Lied, das er aus seiner Heimat kannte, und sang es mit. Er war in glücklichster Stimmung.

Als Anton zu Hause anlangte, war es ganz dunkel geworden. Der Birnbaum stand einsam im Garten. Durch seine blattreichen Zweige schimmerten die Sterne, und der süße Duft der reifenden Birnen lag in der Luft.

Das gibt eine reiche Ernte, dachte Anton und trat ins Haus. Auch hier war es still. Die Kinder schliefen schon in ihren Bettchen. Die Mutter stand mit gefalteten Händen da und betrachtete beim matten Schein eines Öllämpchens die unschuldigen Gesichter. Wie ein Englein schaute die kleine Agnes aus den sauberen Kissen. Die blonden Locken umstrahlten ihre Stirn, und die Wangen glühten im Rot eines gesunden Schlafes. Leise hob und senkte sich die kleine Brust unter der Binnendecke. Robert hatte die geballten Fäuste um den Kopf gelegt, und murmelte lebhaft, abgerissene Worte:

„Warte nur . . . ich schlag . . . sieh nur . . . Räuber . . .“

„Er träumt wohl wieder von Kämpfen mit Wölfen und Räubern,“ flüsterte die Mutter dem eintretenden Anton zu. „Dieses trotzige Knabenherz empfindet schon wie ein Großer.“ Sie nahm seine Hände vom Kopfe, legte sie glatt auf die Decke und machte das Kreuzeszeichen über Stirn, Mund und Brust des Knaben. Dann wandte sie sich Anton zu.

„Du hast noch kein Nachtmahl gegessen!“ sagte sie leise, um die Kinder nicht zu wecken.

Aber Anton hörte ihre Frage nicht. Er sah in die Augen der Mutter, die rot umrändert waren. Da wallte es mitleidig in ihm auf.

„Du hast geweint, Mutter?“ fragte er sanft und führte sie zu der Bank am Herd.

„Ach,“ sprach sie schluchzend, „ich kann es nicht ganz unterdrücken. In einsamen Stunden kommt die Sehnsucht nach meiner alten, schönen Heimat und frist an meinem Frieden. Habe ich doch die Gräber meiner Eltern und zweier lieber Kinder zurückgelassen und das eures Vaters, meines lieben Mannes. Niemand wird diese heiligen Stätten pflegen, und wenn ich sie einmal besuchen will, werde ich sie nicht finden.“

Da legte Anton seinen Arm um die trauernde Mutter. „Sei ruhig, Mütterlein. Ich habe schlechte Steine auf die Gräber gesetzt, ehe wir die Heimat verließen. So wirst du sie immer wieder finden. Hier aber wirst du dich bald eingewöhnen. Ich habe das Mädchen gesprochen, das ich am Morgen vor der Kirchthür traf. Es ist sittsam und brav und will dich besuchen, wenn ich in der Grube bin. Du kannst dann mit Julka von der Heimat plaudern, und dein Herz wird fröhlich werden.“

„Gott gebe es!“ sagte Frau Rosalie leise. Ein heller glänzender Strahl fiel durch die kleinen Fenster auf den roten Ziegelboden der Stube. Da sagte die Mutter: „Der Mond geht auf — es ist Zeit, daß wir schlafen gehen.“

Bald war es ganz still in dem Blockhäuschen am Walde. Nur eine Grille zirpte ihr Sommerlied in der lauen Nacht.

Das Wasser kommt.

Anton ging nun täglich an Julkas Haus vorbei. Manchmal sah er das Mädchen, und sein „Grüß Gott“ klang hell und frisch zu ihm hinüber; manchmal stand nur die Mutter vor der Thür, oder es war niemand zu sehen. Gesprochen hatte Anton die Julka seit jenem Sonntag nicht mehr. Sie war auch noch nicht bei Frau Krügelein gewesen; sie war wohl zu schüchtern dazu. Aber sie ging gern mit ihren Gänsen an dem Hause Antons vorüber und sprach mit den Kindern, die auf der trockenen Wiese hinter dem Hause spielten. Einmal, es war gegen Abend, und Julka hütete die Gänse ganz nahe am Walde, hörte sie einen gellenden Schrei und angstvolles Kinderweinen. So laut und grell war dieses Weinen, daß Julka an allen Gliedern vor Schreck erzitterte.

„Mein Gott — was ist nur geschehen!“ rief sie aus, ließ ihre Gänse im Stich und lief dem Schreien nach. Da sah sie die kleine Agnes, die ihre blutende Hand hoch hielt und herzerreißend weinte. „Da — da — eine Schlange,“ schrie das Kind, als Julka näher kam, und krampfhaftes Schluchzen schüttelte den kleinen Körper. „O — eine Schlange.“



Die verweinten Augen des Kindes richteten sich nach einem Baumstumpf, an dem eine Kreuzotter

vorbei sich flüchtete. Da wurde Julka alles klar: die Schlange hatte das Kind gebissen. Rasch zog sie die kleine Agnes aus der gefährlichen Nähe, kniete nieder und legte ihren Mund auf die Wunde des Händchens, vorsichtig das Gift daraus saugend.

Inzwischen kam auch Robert atemlos aus dem Walde gelaufen. Das böse Gewissen ließ sein Herz heftig schlagen. Er hatte die kleine Schwester gegen den Befehl der Mutter allein gelassen, um — Säckchen zu jagen.

Er sah die dahineilende Schlange, hob schnell einen Stein vom Boden und zerschmetterte damit deren Kopf.

Aber auch Frau Rosalie hatte das heftige Weinen ihres Lieblings gehört und kam voll Sorge in den Wald gelaufen. Hier fand sie das fremde Mädchen kniend vor ihrer Agnes; sie sah, wie Julka ihre Lippen auf das kleine Händchen drückte, und stand einen Augenblick verwirrt und unschlüssig da, weil sie nicht begriff, was das alles bedeute.

Mit niedergeschlagenen Augen erzählte Robert, was vorgefallen war. Julka erhob sich vom Boden und sagte in ihrer einfachen, natürlichen Art: „Es ist keine Gefahr mehr für das Kind.“

Jetzt erst begriff Frau Krügelein, was dieses fremde Mädchen ihr Gutes getan! Hatte es sich doch selbst in große Gefahr gebracht; die geringste Wunde in ihrem Munde, ein Nadelriß oder Hautsprung konnte das Schlangengift ins Blut bringen und tödlich wirken.

„Wie soll ich dir danken, du Gute!“ rief sie gerührt und drückte das Mädchen an ihre Brust. „Niemals vergesse ich dir, was du heut an meinem Liebling getan hast.“ Sie küßte Julka, die sich bewegt aus ihren Armen wand, dann nahm sie ein Tüchlein und band es um die geschwollene Hand ihres Kindes. Robert mußte die Gänse Julkas weiden und das Mädchen mit in Frau Krügeleins Wohnung gehen.

Wie zitterte das Herz Julkas vor Freude, als sie mit dieser stattlichen und schönen Frau gehen durfte! Neugierig betrat sie die Wohnung, in der so viele schöne Sachen standen. Alles beschaute sie sich; aber das Spinnrädchen, das zierlich gedrechselt war und, mit schönem, goldenem Flachs versehen, am Fenster stand, gefiel ihr doch am besten.

Frau Rosalie zeigte ihr das Rad und wie man um so vieles schneller davon den Faden spann. Wie schnurrte das Mädchen, wie zog die Hand Frau Krügeleins so hurtig den goldenen Flachs zum feinen Faden aus, den sie sogleich mit einer Hand aufrollte. Hei, ging das schnell und schön vonstatten! Da machte Julka große Augen. Kleinlaut sagte sie: „Ich habe noch niemals ein solches Mädchen gesehen.“

„Das glaube ich schon,“ erwiderte Frau Krügelein. „Es ist auch nicht oft anzutreffen; denn erst im vorigen Jahre hat es ein Bildschnitzer in Watenbüttel (Braunschweig) erfunden. Anton, der sehr geschickt ist und eine Zeitlang in der Werkstatt jenes Mannes arbeitete, hat mir dieses Mädchen aus Buxbaumholz geschnitten. Es ist ein wertvolles Ding; es bringt mir

ein schönes Stück Geld ein, denn ich spinne meinen Flachs in halber Zeit gegen früher, da ich nur die Spindel kannte.“

So plauderten die Frauen über das nützliche Spinnrad, und keiner ahnte es, daß einmal eine Zeit kommen würde, da es im Winkel stehen müsse, weil die schöne weiße Leinwand aus dem rohen Flachs durch Maschinen gar rasch und billig hergestellt werden würde.

Von jenem Tage an war Julka oft bei Frau Krügelein. Sie saßen dann, wenn Feierabend war, unter dem Birnbaum oder auf der Bank, die um den Herd herum lief, und sprachen allerlei. Anton war selten zu Hause. Tags über arbeitete er fleißig in den Gruben, und die Abende verbrachte er oft in anregender Gesellschaft mit gleichaltrigen Kameraden. Er hatte rasch Freunde gefunden in der jungen Stadt. Sein rechtliches Wesen, sein Fleiß und seine Kraft machten ihn überall beliebt. Um so auffallender war es, daß einer der fremden Burschen ihm oft mit bösen Blicken nachsah, ja — wohl auch die Faust hinter ihm her ballte und schimpfte.

„Wie kommt Ihr zu der Feindschaft?“ fragte der Hutmann einmal, als der Häuer wieder mit bösem Blick an Anton vorüberging.

Jetzt erst sah Anton sich den Burschen näher an. Er war schlank gewachsen, hatte ein hübsches Gesicht und dunkle, glühende Augen. „Ei,“ rief Anton, „das ist der Bursche, der mir, als wir einzogen, eine graue Henne stehlen wollte! Ich hab' ihn dabei erwischt und eins versezt; das trägt er mir wohl nach!“

Der Hutmann rückte ein wenig an seinem Schlapphut und pfiß leise durch die Zähne.

„Ihr habt Euch da was Böses eingebrockt. — Der Mensch ist heißblütig und rachsüchtig. Es kann schon sein, daß er die Henne nicht stehlen, sondern nur ganz in der Nähe ansehen wollte. Dann hat ihn der falsche Verdacht gekränkt. Das wird Euch der Zendrik nicht vergessen!“

Einen Augenblick fühlte sich Anton betroffen in dem Gedanken, einem Menschen, den er kaum kannte, vorschnell eine böse Tat zugetraut zu haben. Er hatte wohl das Empfinden, dem Burschen zu sagen: „Es tut mir leid, Euch gekränkt zu haben,“ aber der Stolz in ihm gab so etwas nicht zu. Er nahm seine Reilhau und das Gezähe, grüßte den Hutmann und ging an seine Arbeitsstätte.



Die lag weit draußen gegen Süden, wo die neuesten Gruben aufgemacht worden waren. Als er vor Ort kam — das ist die Stelle, wo das Erz heraus-

gebrochen wird — traf er seine Kameraden mit sorgenden Mienen.

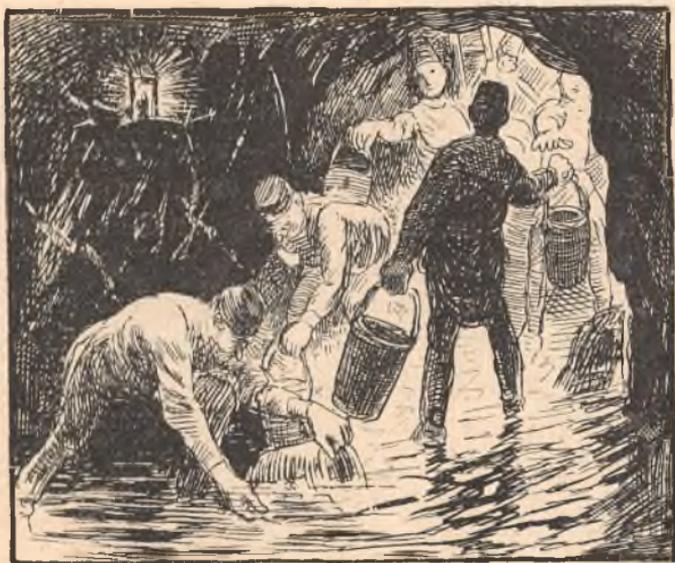
„Ich weiß nicht“ — sagte der eine — „es muß im Pumpwerk etwas nicht in Ordnung sein. Ich meine, wir haben mehr Grundwasser im Schacht als sonst!“

Anton erschrak. Wurde doch in jener Zeit nichts so sehr gefürchtet für den Betrieb der Gruben als das Wasser. Es kostete viel Geld und Mühe, die Wasser aus den Schächten oder, wie der Bergmann sagt, aus der Teufe zu heben.

„Da heißt es aufpassen,“ sagte er, als sie eine Weile gearbeitet hatten. „Ich glaube, Ihr habt recht, das Grundwasser steigt allmählich.“ Er sandte eine Botschaft an den Hutmann und bat um Verstärkung der Rostkünste.

Inzwischen war auch schon von anderen Schächten böse Nachricht eingetroffen. Es hatte wochenlang geregnet. Die unterirdischen Quellen und Wasserläufe hatten starken Zufluß bekommen. In allen Schächten stieg das Wasser. Es sickerte aus den rissigen Erzwänden wie leise rieselnder Regen, es tropfte von den Wölbungen der Gruben. Als Anton eine Stunde gehäuert hatte, war er bis auf die Haut durchnäßt. Den Kameraden ging es nicht besser. Die Pumpwerke ächzten und stöhnten, die Pferde arbeiteten über alle Kräfte, aber das Wasser wurde nicht weniger in der Grube. Eine große Sorge schlich sich in Antons Brust. Wenn es nicht gelang, das Wasser zu heben, dann — ja dann kam das ganze Bergwerk in Gefahr.

Mit vereinten Kräften wurde das Wasser mit ledernen Eimern geschöpft und von Hand zu Hand weiter gegeben, bis es an der Oberfläche in die Ableitungsgräben kam. Kein Mensch sprach ein Wort. Stumm wurde der Kampf mit dem feuchten Element aufgenommen.



„Ich meine, es wird besser,“ sagte einer der Arbeiter endlich. Alle atmeten auf. Man gönnte sich eine kleine Pause. Das Steigen des Wassers hatte tatsächlich nachgelassen.

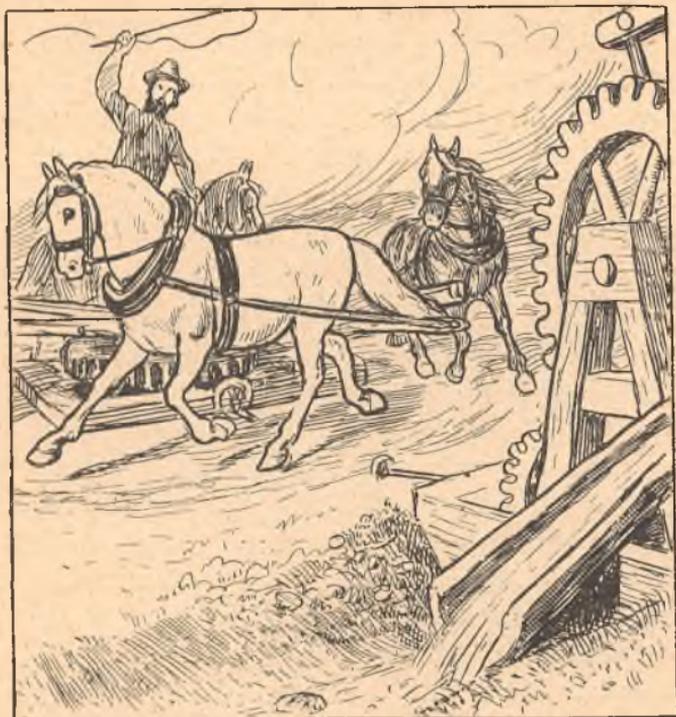
„Ich traue dem Frieden nicht,“ sagte ein alter, erfahrener Bergmann. Er sollte recht behalten. Anton hörte zuerst ein Geräusch im Schacht, das, stärker und stärker werdend, endlich in ein Branseln und Rauschen

überging, wie man es bei starken Wasserfällen hört. Mit dem Rufe: „das Wasser kommt, rettet euch,“ stürzte er nach der Schachtöffnung. Die anderen folgten ihm. Es war die höchste Zeit. Das Brausen und Rauschen wurde stärker und stärker. Aus Klüften und Rissen der Stollenwände stürzte das Wasser mit rasender Gewalt. Als Anton den Ausgang des Schachtes erreichte, rannte ein Bursch so heftig an ihn, daß nur rasche Geistesgegenwart ihn vor einem Sturz in das feuchte Grab bewahrte. Er packte im Fallen den Pfosten des Stolleneinganges mit eiserner Kraft und — war gerettet. Aber der Schreck über die große Gefahr, in der er geschwebt, zitterte noch in ihm nach, als er vor dem Schacht unter dem dunklen Oktoberhimmel stand.

„Das sah wie Absicht aus,“ dachte er und sah sich den Burschen genauer an, der ihn fast in den sicheren Tod gestoßen hätte. Es war Jendrik. „Sollte mich der wirklich wegen jenes Vorfalls mit der grauen Henne so hassen?“ fragte sich Anton. Er konnte es nicht glauben. „Da muß etwas anderes dahinter stecken,“ dachte er, und er hatte recht.

Jendrik konnte es nicht verwinden, daß Anton, der erst kurze Zeit im Bergwerk war, eine bessere Arbeitsstelle hatte als er. Er ärgerte sich, daß die Vorgesetzten und Bürger des Städtchens Anton ehrten und achteten. Das galt nun freilich dem Fleiße, der Tätigkeit und Bravheit Antons und seinen ausgezeichneten Kenntnissen im Grubenbetrieb. Aber es war noch eines, das der finstere Jendrik dem Anton nicht gönnte, es war — Julka. So oft er das Mädchen von Frau

Krügelein kommen sah, krampfte sich sein Herz vor Neid zusammen. „Sie geht Antons wegen so oft in das fränkische Haus,“ sagte er sich voll Haß und Grimm. Er hatte nicht die Absicht, Anton in das Wasser zu



stoßen, als er ihn am Schachteingang traf, er wollte ihm nur seinen Haß und Groll zeigen, darum stieß er ihn zur Seite. Freilich, hätte er Anton keine Hand zur Hilfe gereicht, wäre er tatsächlich in die Tiefe gestürzt.

Die Wasser in den Gruben hatte alle Bürger der Stadt erregt. Der Ruf, „das Wasser kommt,“ war

bald in alle Häuser gedrungen. Die Menschen liefen zusammen, sahen sich ratlos an, klagten, jammerten und wußten keinen Rat. Der Bergmeister untersuchte mit den Fahrsteigern die Schächte und fand sie trostlos. Es waren nur wenige wasserfrei.

„Hier muß Hilfe von auswärts kommen,“ sagte der Bergmeister sorgenvoll. „Ich will an den Markgrafen schreiben — tut ihr eure Pflicht! —“ wandte er sich an die Häuer, Schlepper und Köpfnichte. Mit übermenschlicher Kraft arbeiteten die Knappen an den Wasserhebemaschinen — sie wußten es, wenn es nicht gelang, die Wasser zu heben, war der Bergbau in der jungen Stadt für immer dahin und Hunderte von fleißigen Menschen wurden brotlos. Zu all dem Unglück regnete es ununterbrochen, als wolle Gott eine zweite Sündflut auf die Erde senden.

Frau Rosalie saß mit Julka und den Kindern am Herd und spann. Lustig schnurrte das Mädchen, drehte sich die Spindel im Kreise. Auf hoher Leuchte lagen die hell brennenden Rienspäne und gaben ein feierliches, rotes Licht. Der Ruß zog unter der Decke durch ein Abzugsloch ins Freie. In dieser traulichen Gemüthlichkeit erzählte Julka den Kindern Geschichten vom Wassermann und vom Berggeist.

Mit glänzenden Augen horchten die Kinder zu. Überhaupt der Berggeist, der nahm ihre Sinne mächtig gefangen.

„Wie sieht denn der Berggeist aus?“ fragte Robert begierig.

„Ja — wie soll ich dir das sagen?“ meinte Julka nachdenklich. „Er sieht verschieden aus. Er kann sich verwandeln, in was er will. Einmal kommt er als Steiger, einmal wie ein alter Mann mit weißem Barte,



manchmal als Jäger oder als Vogel, als Mäuslein oder auch als blaues Licht.“

„Blaues Licht?“ fragte Robert stockend und leise, als stehe der Berggeist schon hinter ihm. „Blaues Licht — o. dann habe ich ihn schon einmal gesehen,

als ich in den Schacht guckte, der rechts vom Wege liegt.“

„Das sind alles nur Sagen,“ erklärte Julka dem aufgeregten Knaben. „Der Lehrer hat uns erzählt: die blauen Lichter sind brennende Grubengase. Freilich, wo solche Lichter brennen, ist der Aufenthalt für den Bergmann sehr gefährlich, weil diese Gase giftig sind. So mag leicht das Märchen vom Berggeist entstehen, weil die Menschen sich oft solche Erscheinungen nicht erklären können.“

„Schadet nichts — wenn's auch nicht wahr ist, erzähle nur!“ bat Robert mit heißen Wangen. Dem phantasiereichen Knaben gefielen solch dunkle Geschichten gar sehr.

Aber auch die kleine Agnes hat und schmeichelte. „Ja, erzähle — bitte, bitte!“

Da gab Julka nach. „Es gibt viele Sagen vom Berggeist“ — fing sie an — „gute und böse. Wer reinen Herzens ist, der braucht sich nicht vor ihm zu fürchten. Ich will euch zuerst den Berggeist von der guten Seite zeigen. Ihr habt hier in Tarnowitz eure neue Heimat gefunden, da sollt ihr auch wissen, wie sie entstanden ist.“

Also vor wenigen Jahren, es können zehn oder zwölf sein, — da bedeckte hier alles noch ein großer, großer Wald. Ihr seht ja noch in der Stadt überall die Baumstümpfe davon. Der Wald zog sich bis zu dem Dorfe Tarnowitz hin, das damals schon bestand und unserer Stadt den Namen gegeben hat. Auf der Stelle, wo die hölzerne Kirche steht, und weiter oben bis zu den

älteren Schächten lag mitten im Walde eine große Wiese. Darauf stand eine alte, knorrige Eiche. Von diesem Baume erzählten sich die Leute allerlei Spukgeschichten, so daß sich niemand in seine Nähe wagte. Ein Knabe, der einmal aus Neugierde hinging, kam nie wieder. Man erzählt, Berggeister hätten ihn in den moorigen Grund gezogen.

Im Dorfe Tarnowitz lebte damals ein Bauer, der Rybka hieß. Er wußte es noch von seinem Großvater her, daß einmal in der Gegend so viel Silber gefunden worden ist, daß die Leute gar nicht wußten, was sie damit machen sollten. Der Rybka sagte immer — dort, wo die einsame Eiche steht, muß es Erze geben! Er hütete gern am Rande der großen Wiese die Kühe und stand und sah gedankenvoll nach dem Baum. Einmal, es war im Juli, zu der Zeit der kurzen, hellen Nächte, blieb der Bauer auch zur Nachtzeit im Walde. Er lag hinter den Bäumen im Grase und horchte auf die Stimmen der Nacht. Der Mond war aufgegangen und sah aus den weißen Wolken freundlich auf die Erde. Es war überaus hell und glänzend auf der Wiese. Man sah jeden Gegenstand ganz deutlich. Rybka hat uns das sehr oft erzählt. Er ist erst vor zwei Jahren gestorben. Wie er also durch die Bäume auf die Wiese schaute, sah er auf einmal kleine, kleine Männlein aus der Erde springen. Sie trugen Lampen in den Händen und hatten ein Fahrleder hinten aufgebunden. Da wußte er, daß es Bergmännlein waren, die dort um den Baum herumtanzten. Vor Furcht legte er sich ganz platt auf die Erde und schaute durch das niedere

Gesträuch vorsichtig auf die kleinen, braunen Männlein. Sie hatten kleine Keilhauen in den Händen, damit rissen sie die Erde auf und holten schöne Silbererze heraus. Dem Bauer verging der Atem, er rührte sich nicht, aus Furcht, von den Männlein gesehen zu werden. Er wußte es ja nicht, ob sie gut oder böse waren. Er guckte aber so lange auf das Treiben der Bergmännlein, bis ihm die Augen zufielen und er fest einschlief.



Als er am Morgen erwachte, lag die Wiese grün und glänzend im Sonnenlicht. Er wäre gar zu gern an den Baum herangegangen, um dort auch nach Silbererzen zu suchen, aber er traute sich nicht an die verrufene Stelle. Tag für Tag saß er nun oben am Rande der Wiese und schaute jehnsüchtig nach dem Baume. So kam es, daß er auf seine Kühe nicht genügend aufpaßte, sie liefen ihm fort, liefen dicht unter den Baum an den verrufenen Ort. Der Bauer rief und lockte sie, er sah, wie die Tiere mit den Hörnern in der Erde wühlten, und hatte große Angst, sie

könnten versinken, wie einst der Knabe auch versunken war. Aber sie versanken nicht. Sie kamen zu ihm zurück, und siehe — eine Kuh trug auf ihrem Horn weißglänzendes Erz. Da erschrak der Bauer vor Freude. Er nahm das Erz und zeigte es in der Bentheuer Stadt einem erfahrenen Manne. Der erkannte, daß es reines Bleierz war. Nun war die Freude groß. Man grub nach auf demselben Plage und fand große Mengen von den kostbaren Erzen. Da fällt man den Wald und legte die ersten Gruben an. So entstand die Stadt Tarnowitz. Der Bauer Rybka bekam viel Geld für den Fund. Als die fremden, deutschen Bergleute ins Land kamen, sagten sie: „Die Zwerge waren gute Berggeister, die den armen Menschen in Oberschlesien zeigen wollten, welche Reichthümer in ihrer Heimaterde verborgen sind.“

Mit leuchtenden Augen hatten die Kinder zugehört. „Das war schön!“ rief Robert mit stockender Stimme, noch ganz im Banne des Geheimnisvollen. „O so schön!“ ergänzte Agnes den Bruder.

„Nun erzähle noch vom bösen Berggeist,“ bettelte Robert, der nach Kinderart nie genug bekommen konnte.

In diesem Augenblick wurde die Thür rasch aufgerissen, und Anton trat ein, so naß wie eine Wasser- ratte. Es tropfte von seinen Kleidern, tropfte von seinen Haaren, eine nasse Straße bezeichnete den Weg, den er ging. Er selbst war bleich wie ein Toter.

Frau Rosalie rief erschrocken:

„Um Gotteswillen, wie siehst du aus, Anton! — Was ist denn geschehen?“

„Mir nichts, liebe Mutter,“ gab Anton rasch zur Antwort, — „aber die Gruben — die stehen unter Wasser. Du weißt, Mutter, was das heißt!“ Jetzt erst sah er Julka, die sich bescheiden zurückgehalten hatte. Da leuchteten seine Augen auf. „Grüß dich Gott — sieh, das ist lieb, daß du meine Mutter in ihrer Einsamkeit besuchst!“ rief er und gab ihr die Hand.

„Ich komme gerne her,“ sagte Julka leise, „ich lerne ja so viel Nützliches von Frau Krügelein!“

„Komm nur,“ rief Frau Rosalie ihren Sohn. „Zieh dich um, ich habe trockene Sachen für dich in der Kammer zurecht gelegt.“

„Wird nicht viel nützen. Ich muß gleich wieder fort. Wir können die Nacht hindurch die Werke nicht ohne Aufsicht lassen. Ich wollte nur etwas essen.“

„Nun, so will ich dir eine Biersuppe kochen!“ sagte Frau Krügelein und trug Bier, Mehl, Eier und Gewürz zusammen, um eine kräftige Suppe zu bereiten. Julka half ihr dabei. — — — — —

Es kam nun eine trübe, trübe Zeit für die Bewohner der jungen Stadt Tarnowitz. Arbeit gab es genug, aber sie brachte keinen Lohn. Wie böse Geister fluteten die Wasser durch die Schächte, und der Himmel weinte dazu seine Trauertränen. Tag und Nacht regnete es ohne Unterlaß. Mit größter Anstrengung arbeiteten die Bergleute, die Hofsnechte und auch die Bürger, um die Wasser aus den Gruben zu heben. Bergmeister und erfahrene Männer leiteten die Arbeiten. Anton war einer der Mührigsten unter ihnen. Sein scharfer

Verstand und die Erfahrungen, die er in dem hochentwickelten Bergbau seiner Heimat gemacht hatte, kamen ihm dabei sehr zustatten. Alles, was er anpackte, hatte, wie man so sagt, Hand und Fuß. Seinen vernünftigen Anordnungen fügte sich jeder gern. So wurde er bald der Führer einer großen Arbeiterschar, die sein Fleiß und sein Mut so anfeuerte, daß auch sie die höchsten Kräfte zur Besiegung des Wassers entfalteten. Und wie in der Schlacht das Beispiel des Führers andere begeistert und mit fortreißt zu gefahrvollen Taten, so geschah es auch hier — alle wagten das eigene Leben, um die Gruben zu retten.

So begann ein schweres Ringen mit der elementaren Gewalt des Wassers. Mit heißem Schweiß arbeiteten die Bergleute, gemeinschaftlich mit den Kockknechten an den Pumpen. Es wurden Abzugsrinnen gegraben, und was sonst die schwache Menschenkraft zu schaffen wußte in solchen Fällen, geschah auch hier.

Mit bangen Gesichtern schauten die Menschen in den grauen Himmel, der nun schon seit Wochen das gleichmäßige, völlig düstere Antlitz zeigte, als sei die liebe Sonne für immer aus der Welt geflohen. Mit bangen Gesichtern blickten sie auf den Weg, der nach Jägernsdorf führte. Ein reitender Bote hatte den Bericht des Bergamts mit der Bitte um rasche Hilfe nach Jägernsdorf gebracht. Der Markgraf Georg von Brandenburg wohnte dort in dieser Zeit. Wenn außer Gott jemand helfen konnte, so war er es.

Täglich liefen die Bürger und Kinder auf den höchsten Punkt von Tarnowitz, um die Rückkehr des

Boten zu beobachten. Aber Tag um Tag verging, die Tage wurden zu Wochen, und niemand ließ sich auf den verregneten und verschlammten Wegen blicken.

Da, eines Nachmittags, es dunkelte schon, zeigte sich eine graue Masse auf der Straße, die rasch näher kam. Man unterschied ganz deutlich ein Auf- und Abtauchen vieler Köpfe, hörte ein Dröhnen, wie wenn Kavallerie im Anzuge wäre. Näher kam es, immer näher. Jetzt sah man deutlich aus dem Grau des Abends viele Pferdeleiber tauchen. Burschen in Hemd und Leinwose ritten sie. So groß war die Pferdemenge, als gelte es einen Antrieb zum Viehmarkt. Da brach sich ein Jubelruf aus den Herzen der geängstigten Bürger: „Pferde!“ Brausend pflanzte es sich durch die Stadt. Sie kamen, die treuesten Helfer der Menschen; sie kamen mit ihrer Kraft. „D, nun wurde alles, alles gut!“

Hundert Pferde für den Betrieb der Roßkünste hatte der Markgraf den bedrängten Tarnowizern zu Hilfe gesandt. So väterlich, so edel handelte der Hohenzollernfürst an den Tarnowizer Bergleuten!

Froher ist wohl selten eine Pferdesendung begrüßt worden als jene! Aus hunderten bedrängter Herzen hob sich ein Dankgebet zu Gott für den Markgrafen und für die Rettung des Bergwerks aus höchster Gefahr. Hundert Pferde mehr an den Pumpwerken! Da mußte das Wasser besiegt werden.

Mit erneuter Kraft ging jeder an die Arbeit. Mutiger schallten die Befehle der Oberbeamten, mutiger arbeiteten die Bergleute, die Roßknechte, die Bürger

der Stadt an den Pumpen. Und der geschlossenen Kraft, der gemeinsamen Abwehr wichen die Wasser — Schritt für Schritt. Solch ernster, mutiger Arbeit mochte auch der Himmel nicht länger grollen. Es regnete nicht mehr. Die Wolken schoben sich zusammen, ballten sich gleich vollgepackten Wollsäcken, und es zeigte sich hie und da ein wenig Himmelsbläue.

Anton setzte einen Augenblick mit seiner Arbeit aus, blickte zum Himmel auf und lachte. Lachte so, daß man seine gesunden Zähne sah.

„Seht nur,“ rief er seinen Kameraden zu, „die Wolken da oben haben sich endlich ausgeweint. Sie ziehen ab. Die Trompeter blasen schon zum Sammeln!“

Und so war es. Es trat klares, lindes Frostwetter ein. Die rinnenden Wasser verzogen sich, die Arbeit an den Pumpen wurde leichter. Die Gruben wurden wasserfrei, und die Bergknappen konnten wieder die glänzenden Erze aus der Teufe holen. In der Kirche fand ein Dankesgottesdienst statt, an den sich die Fürbitten für den edlen Markgraf schlossen.

Auf dem Hochzeitsfeste.

In dem langen Winter, der nun folgte, war Frau Rosalie viel allein. Julka kam gar nicht herüber; denn ihre jüngeren Geschwister lagen am Scharlach krank, und der Arzt verbot im Hause allen Verkehr mit anderen Leuten, damit die Krankheit nicht weiter-

geschleppt würde. Diese trübe Winterszeit brachte Frau Rosalie das alte Heimweh wieder. Sie war fremd geblieben in der Stadt. Die Freunde fehlten ihr, die Menschen, mit denen sie groß geworden war und die nun alle so weit von ihr lebten; sie würde sie wohl nie mehr wiedersehen. Denn das Reisen damals war nicht nur mühevoll, es war auch teuer. Arme Menschen kamen nicht oft aus dem Lande, wenn sie erst einmal an einem Plage festhaft waren.

Anton sah die rotgeweinten Augen der Mutter, und das Herz tat ihm darum weh. Denn er war ein guter Sohn und liebte seine Mutter sehr.

„Warum bist du gar so traurig, liebe Mutter?“ fragte er sie, als sie am Fenster standen und in die Winterlandschaft hinausblickten. „Kannst du dich gar nicht an die neue Heimat gewöhnen? Sieh die Kinder — wie lustig sie da draußen spielen! Sie denken nicht daran, daß einmal der fränkische Himmel ihnen zugelacht hat. Wie junge Vögelein haben sie sich hier eingelebt. Und ich Mutter, ich — ich bin auch so froh und glücklich hier! Ich habe auch die neue Heimat lieben gelernt, ohne die alte darum zu vergessen. Es gibt viel schönes hier — und die Menschen sind freundlich und gut.“

Er dachte dabei an Julka, und seine Augen leuchteten vor Freude.

Wie der Sohn so lieb und freundlich zu ihr sprach, trocknete die Mutter die Tränen von den Augen. Aber ihr Blick blieb trübe. Sie schaute lange auf die spielenden Kinder da draußen. Dann sagte sie:

„Die Jugend, die wurzelt leicht auch in neuem Lande! Aber einen alten Baum soll man nicht mehr verpflanzen. Hunderte von feinen Wurzeln läßt er im alten Erdreich zurück und jede einzelne fehlt seinem weiterem Leben! Auch finde ich das Land hier kalt und rauh. Ich meine, wir hatten mehr Sonne bei uns in Franken, und der Winter ist hier länger als dort. Und wie mühselig ist hier im Winter das Leben



für eine deutsche Hausfrau! Ich muß manches entbehren, was mir daheim das Leben angenehm gemacht hat. Kein ordentlicher Laden ist im Orte! Mit allen Einkäufen muß ich warten, bis die großen Märkte abgehalten werden!“

„Ja, Mutter, das ist wohl wahr,“ gab Anton zu. „Aber wenn die großen Märkte kommen, dann ist's doch auch lustig in der Stadt. Denke nur die vielen Buden, die Händler, die aus allen Teilen des Landes

kommen! Waren nicht das letztmal Leute aus Nürnberg da? Auf ihrem Wege nach Krakau machten sie hier Rast. Sie werden wiederkommen, wenn erst der Frühling ins Land zieht. Sie werden dir von deiner alten Heimat erzählen und Grüße bringen von deinen Freunden. Schau, liebe Mutter, müssen wir nicht Gott danken für die neue Heimat, die unser Leben wieder sorgenlos gemacht hat? Du weißt, wie dich der plötzliche Tod unseres guten Vaters in Not und Schulden gebracht hat! Der Markgraf hat diese Schulden bezahlt, wir haben Wohnung, Holz und Hutung. Ich verdiene ein gutes Stück Geld, und wenn ich mich einmal verheirate, kommen dir auch neue Freunde zu. Sei nicht traurig! Denke nicht an das Gute, das du in deiner Heimat gelassen, denke vielmehr an das Gute, das du in der neuen Heimat gefunden hast.“

Die herzlichen Worte Anton's bewegten Frau Rosalie so sehr, daß sie von neuem weinen mußte. Aber es waren keine Tränen des Leids, sondern solche der Rührung.

„Du hast recht, Anton,“ sagte sie endlich. „Wir haben keinen Grund zur Klage. Wenn nur erst Fulchen wieder zu mir kommen wird! Das gute Kind ist mir sehr ans Herz gewachsen. Wie mag es nur drüben gehen?“

„Der Arzt sagt, es ist keine Gefahr mehr da, und in einigen Wochen können die Kinder und auch Fulchen wieder das Haus verlassen. So lange muß mein liebes Mütterlein sich noch gedulden.“

Er küßte der Mutter die Hand, sie streichelte sein blondes, krauses Haar und flüsterte:

„Ja, es ist Unrecht von mir, zu jammern und zu klagen. Hat Gott mir nicht gesunde und gute Kinder geschenkt? Bleibe nur brav, Anton, und mische dich nicht unter die Burschen, die ein wildes, rohes Leben führen!“

„Habe keine Sorge, Mutter. Davor schützt mich schon deine Liebe — und mein Gedenken an Zulchen.“

Von dem Tage an war Frau Rosalie froher geworden. Die Aussprache mit ihrem Sohne hatte ihr wohlgetan. Sie gab sich Mühe, das böse Heimweh zu bekämpfen. Wenn es auch nicht ganz gelang, so war es doch besser damit geworden. So ging der Winter hin und der Frühling kam mit neuem Grün, mit Blumen und Blüten und mit Vogelsang. Wieder jubelte die Lerche über den Kornfeldern am Morgen, ehe die Sonne heraufkam, und am Abend, wenn schon die ersten Sterne am Himmel standen.

Auch Julkas Geschwister waren gesund geworden, gingen zur Schule und spielten vor der Thür ihres Hauses. Julka kam wieder oft zu Frau Krügelein. Manchmal traf sie Anton zu Hause. Da saßen sie dann gemütlich unter dem Birnbaum und plauderten von dem und jenem. Einmal brachte Anton dem Mädchen ein buntes Band mit und ein großes Herz von Pfefferkuchen. Auf dem Herzen war ein Bildchen aufgeklebt. Zwei weiße Tauben in einem Kranz von Rosen. Mit glänzenden Augen nahm Julka das Bildchen an. Sie war ganz rot geworden vor Freude.

„Wie soll ich Euch nur danken?“ fragte sie Anton.

„Wenn's dich nur freut!“ sagte Anton vergnügt.

So ging die Zeit hin in Arbeit und Freude. Der Juni kam mit seinem reichen Blühen. In den Gärten dufteten Rosen. Aber in den Zweigen des Apfelbaumes, der zu Julkas Fenster hineinhing, saßen schon die runden, grünen Früchte. Es war eine jener kurzen, hellen Sommernächte, wie sie im Juni so schön und warm sind. Julkas Kammerfenster stand offen. Sie lag wach in ihrem Bette, sah das weiße Mondlicht, das zum Fenster hereinkam und hörte das leise Rauschen der Blätter des Apfelbaumes. Ihr Herz klopfte heftig, klopfte vor Ungeduld und Freude. Ach, ihr kam diese kurze Nacht unendlich lang vor! Auf einmal klang ein heller Schrei durch die ruhige, feierliche Nacht.

„Kikeriki“. Und von allen Seiten kam die Antwort. „Kikeriki“ bald hell, bald heiser — in allen Tonarten klang es dem nahen Morgen entgegen. Da warf Julka ihre Decke weg, sprang auf und kleidete sich an. Dann lief sie die schmale Treppe hinab in den Garten, der sich um das kleine Haus ihrer Eltern zog. Noch stand die Sonne tief im Osten. Köstliche Morgenfrische breitete sich über das verschlafene Land. Hier piepste ein Vögelein die andern wach, dort huschte ein Häslein vom verbotenen Schmaus. Die Blumen öffneten ihre Kelche und dufteten; es war ein herrlicher Morgen. Julka ging zwischen den Beeten des Gartens umher, nahm ihr Röschen zierlich zusammen, damit es nicht naß werde, und pflückte ein feines Sträußlein.

Rosmarin und Moosröslein band sie zusammen. Zärtlich strichen ihre braunen Finger darüber hin; dann hielt sie lange, rosa Bänder dazu und betrachtete den Strauß mit frohen Augen. Anton sollte ihn tragen! Sie selbst wird ihn an seinen Festrock heften, heut, wenn sie zum Hochzeitsfeste der Freundin gingen. Ja — des fränkischen Hutmanns Tochter heiratete den Untersteiger Bartel. Die halbe Knappschaft war zu der Hochzeit geladen. Sie und Anton sollte eines der Kränzelpaare sein. Darum die schlaflose Nacht, das klopfende Herz, die brennenden Wangen!

Die Sonne war höher gestiegen. Schon trafen ihre Strahlen das blonde Köpfschen Julkas. Da wickelte sie kühles Laub um die Blumen und trug sie unter den Apfelbaum. In seine Zweige legte sie den Strauß zum Schutze gegen die sengende Sonne. Im Hofe wurde es lebendig. Die Ziege, die Schweine, die Hühner, Enten, Gänse — alle verlangten Futter. Da besann sich Julka sehr rasch darauf, daß sie mehr zu tun habe, als Rosen zu schneiden. Flink eilte sie aus dem Garten. Freudig bellend sprang ihr der Wolfspiz entgegen, als sie an der Hundehütte vorüberkam. Er zerrte an seiner Kette; sie band ihn ab, streichelte sein zottiges Fell und sprach zu ihm wie zu einem Menschen. Der Hund horchte auf, sah sie mit klugen Augen an und winselte vor Freude.

Julka merkte es nicht, daß zwei lichte Augen sie beobachteten. Hinter dem Fliederbusch am Zaune stand Anton, in schmierigem Grubenkittel, die Bergmanns-Lampe in der Hand. Er war von der Nachtschicht ge-

kommen. Er hatte Julkas rotes Röckchen zwischen dem grünen Buschwerk des Gartens aufblitzen sehen, hatte ihre blonden Zöpfe wie leuchtendes Gold geschaut. — Da war er nahe herangeschlichen, ganz nahe — — nur sehen wollte er das liebliche Mädchen, das ihm schöner erschien als alle Frauen der Welt. — Auf einmal schlug der Hund an. Julka wandte sich rasch um und sah Anton in das braune Gesicht. Sie wurde glühend rot vor Freude und Verlegenheit. „Grüß dich Gott, Julka! Was bist du für ein Frühaufsteher!“ redete Anton das Mädchen an. „Du stehst wohl mit dem Hahneschrei auf?“

Julka gab ihm nur leise Antwort. Sie war noch immer verlegen und schen.

„Unsere Wirtschaft ist nicht groß,“ sagte sie, „aber Arbeit gibt es genug darin. Wenn alles zur Zeit fertig werden soll, muß ich früh aufstehen. Mutter ist kränklich und kann nicht mehr viel schaffen. — Aber du bist ja im Grubenkittel! Dann machst du wohl die Hochzeit heute nicht mit? Und ich muß mir einen andern Kränzelburschen suchen?“

Sie sagte es mit leiser Schelmerei, aber dabei standen Tränen in ihren dunklen Augen.

„Aber Julka!“ rief Anton erschrocken. „Wie kannst du nur so etwas denken. Ich habe Nachtschicht heute gemacht, damit der Lohn nicht ausfällt. Zur Mittagsstunde komme ich dich holen; halte da dich bereit!“

Da leuchteten Julkas Augen froh auf.

„Zu Mittag also, — behüt dich Gott solange!“

Der Morgen ging rasch dahin. Als Julka die Kammer ihrer Mutter betrat, um sich in ihrem Putz zu zeigen, nahm sie die alte Frau an der Hand und drehte sie sachte im Kreise herum, sie von allen Seiten betrachtend. Sie strich an dem blauen Rocke herab, zupfte die seidene Schürze zurecht, steckte ihr das Sträußlein, das sie am Nieder trug, fester an und sagte stolz:

„Hübsch bist du, Julka, und die Burschen werden sich um dich reißen. Du gehst also mit dem Anton zur Hochzeit? Ich wollte dir nur sagen — tanze auch mit dem Jendrik. Er war gestern bei mir und hat sich beklagt darüber, daß du ihm aus dem Wege gehst! Du weißt, ich mag den Jendrik leiden. Er ist uns verwandt — sei lieb zu ihm.“

Julka gab keine Antwort. Sie hatte eine merkwürdige Schen vor Jendrik, der ihr überall in den Weg trat. Rasch machte sie sich von der Mutter los, lief in den Garten und holte die Blumen für Anton. Er kam gerade die Straße herauf. Als sie ihm das Sträußlein, so, wie die Sitte es gebot, an den Rock heftete, zitterten ihre Finger leise.

Vom Hochzeitshause klang schon die Musik herüber, und die Kirchenglocken läuteten zur Trauung. Anton sagte ihrer Mutter einen schönen Gruß, dann ging er mit Julka zu dem Feste. Sie schritten als erste im Brautzuge dicht hinter dem Brautpaar her. Beide sahen so schön aus, daß die Leute, die zum Braut-schauen gekommen waren, untereinander sprachen:

„Seht nur die Piontek Julka und den Anton Krügelein! Wie schön sind beide! Seht, wie gut sie zusammen passen, just als hätte unser Herrgott sie für einander geschaffen.“

Jendrik, der das Gerede hörte, knirschte vor Neid und Ärger. Mit einem Schimpfwort auf Anton drängte er sich zur Kirchentür.



Als die Trauung vorüber war und die Hochzeitsgesellschaft im Hochzeitshause das Festmahl eingenommen hatte, zog alles zur Schenke. Die war fein ausgeputzt mit Laub und Blumen. Längs der Wände waren Tische und Bänke aufgestellt, links für die Männer und Frauen, rechts für die jungen Leute. In einer Ecke saßen die Spielleute und spielten zum Tanze auf, alte Melodien, die heute niemand mehr kennt.

Julka war sehr lustig. Es war doch gar zu schön, dieses erste Tanzfest! Anton brachte ihr Wein und Kuchen — sie durfte mit niemand tanzen als mit ihm und den andern Kränzelburschen. Sie hatte eben wieder eine Tour durch den Saal gemacht. Erhitzt und erregt stand sie am Fenster und sah in den warmen, schönen Sommerabend hinaus. Da fühlte sie plötzlich eine schwere Hand auf ihrer Schulter, und eine harte Stimme klang in ihr Ohr:

„Den nächsten Tanz tanzt du mit mir, Julka?“

Sie drehte sich rasch um und sah in Jendriks stechende Augen.

„Du bist es!“ sagte sie und schrak zusammen vor dem bösen Blick. Er sah es, und sein Mund verzog sich höhnisch. „Ja oder nein — tanzt du mit mir oder nicht?“ fragte er drohend.

Sie wich seinen funkelnden Blicken aus, wandte sich zur Seite und sagte kalt:

„Wie soll ich mit dir tanzen, wenn Anton doch mein Kränzelherr ist!“

„Ist wohl fränkische Mode, den ganzen Tag mit einem Burschen zu tanzen, oder bist du schon seine Braut?“ fragte er lauernd.

Julka wurde glühend rot. „Such dir nur eine andere Tänzerin“, sagte sie verlegen und rückte von ihm weg. „Ich bin nicht Antons Braut, aber darum tanze ich doch nicht mit dir.“

„Ist das dein letztes Wort, Julka?“ fragte er heftig.

„Ja — ja — mein letztes“, rief sie erregt und lief fort.

Jendrik sah ihr mit bösen Blicken nach, seine Fäuste ballten sich, er zitterte vor Zorn und Leidenschaft.

„Sie muß mein Weib werden, gerade dem Anton zum Trotz“, sagte er sich voll Grimm und Haß.

Es war so seine Art. Wenn er sich etwas einbildete, setzte er alles, Ehre und Leben daran, es zu erreichen. Anton haßte er, solange er ihn kannte. Er haßte ihn, weil er ihm den falschen Verdacht wegen der Henne nicht verzeihen konnte. Er haßte ihn, weil er so stattlich, so stolz und frei war. Er haßte ihn, weil Julka ihn liebte. „O, ich bekomme dich noch!“ rief er zornig gegen Anton hin. „Ich will doch sehen, wer hier mehr Rechte hat — du oder ich!“

Rasch trank er ein paar Gläser Wasser, um seinen Zorn hinabzuspülen. Dann suchte er die Eltern Julkas auf. Er war mit der Mutter etwas verwandt. Sie empfing ihn herzlich. Er ließ Braten, Kuchen und Wein bringen, bezahlte alles und prahlte mit dem Gelde, das er lose in seiner Hosentasche trug.

„Wir haben's, wir Bergleute, wir können uns sehen lassen. Prost, Schwiegervater — stoßt an auf gutes Zusammenhausen!“

Julkas Vater war ein bescheidener alter Mann. Er fühlte sich durch die Prahlerei des Jendrik geehrt und gedrückt zugleich. Er trank ihm zu Gefallen ein Glas von dem schweren Wein und wieder eins, bis er so selig war, daß er zu allem „ja“ sagte. Er sagte auch „ja“, als Jendrik ihn fragte:

„Nu, und die Julka, die würdet Ihr doch nicht dem Fremden geben? Die wird doch mein Weib?“

Julkas Mutter rückte unbehaglich auf ihrem Plaze hin und her. Sie schielte manchmal hinüber zu Frau Krügelein, die etwas weiter oben saß. Sie wußte sehr gut, daß Frau Krügelein ihre Julka gern als Tochter ins Haus genommen hätte, aber der Jendrik war von ihrer Verwandtschaft, sprach ihre Sprache. Sie verstand ihn besser, hätte ihn lieber zum Schwiegersohn gehabt als Anton, vor dem sie einige Scheu besaß.

„Warum soll die Julka nicht Eure Frau werden?“ fragte sie, sich an Jendrik wendend, zurück. „Ich will es gern sehen, wenn sie Euch nimmt. Schlecht ist Eure Rechnung nicht. Ihr wißt, das Haus und der Acker sind mein und etwas Geld ist auch da. Aber ich meine, hier ist nicht der Ort und die Zeit, über solche Dinge zu reden. Laßt das auf ein andermal. Das Mädchel ist noch jung und läuft Euch nicht weg.“

So sprach sie zu dem Burschen listig, wie es ihre Art war. Sie sagte nicht nein und sagte nicht ja, aber alle Hoffnung raubte sie dem Jendrik nicht. „Wir werden schon sehen,“ antwortete er und ging grollend weg.

Als Julka ihre Mutter aufsuchte, sagte die zu ihr:

„Was hast du mit dem Jendrik? Er hat dich bei mir verklagt. Sei freundlich zu ihm und tanz mit ihm! Ich habe dir schon gesagt, er ist aus unsrer Verwandtschaft. Er ist nicht schlimmer als andere Burschen auch. Warum grollst du ihm?“

Ja, das wußte sie selbst nicht. „Ich fürchte mich vor ihm,“ sagte sie zögernd.

„Ach, du dummes Mädel,“ sagte die Mutter. „Aber laß dir nur Zeit, es kommt alles anders in der Welt. Du wirst diese Furcht auch noch verlieren.“

Daraufhin tanzte Julka mit Jendrik zweimal. Aber sie hatte wieder dieses unbehagliche Gefühl in seiner Nähe und war froh, als das Fest zu Ende war. Vor der Haustür stand Anton und sagte ihr noch ein paar liebe Worte, als sie ihm die Hand zum Abschied reichte. „Behüt dich Gott, Julka!“

„Behüt dich Gott, Anton!“ gab sie zurück. Dann ging sie mit ihren Eltern durch die mondhelle Nacht nach Hause. Jendrik war ihnen nachgeschlichen. Aber sie sprach kein Wort zu ihm. Sie dachte an Anton, und in ihren Ohren klang sein Gruß: „Behüt dich Gott!“ — In Gottes Schutz hatte er sie gestellt. Gibt es wohl einen besseren auf dieser Erde? Es kam eine große Ruhe in ihr Herz. Die Sommernacht war so schön. Das Korn rauschte und klang leise aneinander, wenn der Nachtwind darüberstrich. Der ferne Wald lag wie eine dunkle Linie unter dem nächtlichen Himmel. Alle Dächer der Häuser, die spitzen Türmchen der Schächte, die Erd- und Steinhäuser hoben sich geisterhaft aus dem weißen Mondlicht. Vom Sumpfe kam Froschkonzert. Es paßte gut in die Sommerstimmung dieser Nacht.

Zu Hause angekommen, legte Julka langsam ihre Festkleider ab, schüttelte den Staub heraus und legte sie in die bunte Truhe, die unter dem Fenster ihrer

Kammer stand. Es war nur ein kleines Fenster — es hatte keine Glasscheiben, nur einen Holzschieber, der bei schlechtem Wetter vorgeschoben wurde. Dieser Schieber stand jetzt offen und das Mondlicht floss glänzend in Julkas Kammer. Sie lag lange wach in ihrem Bette. An was sie dachte? An nichts anderes als an Anton. Als sie endlich einschlummerte, flüsternten ihre Lippen noch wie im Traum: „Behüt dich Gott.“

Die Verlobung.

Es war ein paar Tage später. Die Sonne brannte mit Juliglut vom Himmel, obgleich man noch im Juni war. Frau Rosalie besah kopfschüttelnd ihre Gemüsebeete im Garten.

„Es wäre Zeit, daß Regen kommt,“ sagte sie sorgenvoll zu Anton, der eben zur Schicht gehen wollte.

„Ja,“ bestätigte Anton. „Auch die Felder sind trocken. Wenn's nicht bald regnet, gibt's Futternot. Wir haben ja schon drei Wochen lang keinen Regen gehabt.“

„Nun, hoffentlich kommt er bald.“ Damit reichte Frau Rosalie ihrem Sohne die Hand zum Abschied über den Zaun. „Leb wohl, Anton!“

Sie sah ihm nach, wie er mit festen Schritten dahinging. Gerade und stolz wie ein Gardefoldat.

„Wie breit er geworden ist, und wie kraftvoll er aussieht!“ dachte Frau Krügelein. „Ja — ja — ich kann mich über meine Kinder freuen. Gott hat mich reich gesegnet in ihnen!“

Sie wandte sich wieder ihrem Gemüse zu. Das Kraut war voller Raupen. „Agnes — Robert!“ rief sie in den Hof hinein. Die Kinder kamen lustig angesprungen. Beide gesund und frisch. Die Tarnowitzer Luft bekam ihnen gut. Die Mutter wies ihnen die Arbeit im Garten.

„Die Raupen könnt ihr in den Ententümpel werfen! Und dann gießt mir die Gurken, aber vorsichtig, daß ihr die Blüten nicht schädigt. Und die Rübenbeete — die Zwiebeln können die Dürre vertragen, auch der Sawendel hält viel Trockenheit aus, — aber die Reseda hat gern Feuchtigkeit. Ihr wißt, ich lege die Blüten gern in die Wäsche.“ Wie sie noch sprach, klinkte jemand sachte die Gartentür auf. Wie leise auch der Schritt auf dem sandigen Gartenwege verhallte, Frau Rosalie hatte ihn doch vernommen. Sie wandte sich rasch um. Ein freudiger Glanz trat in ihre braunen Augen.

„Julka, du — das ist lieb von dir. Ich habe gerade ein Körbchen von den großen Erdbeeren gepflückt. Das hast du wohl gerochen?“ scherzte Frau Rosalie.

Julka hob die dunklen Augen zu Frau Krügelein auf. Sie schimmerten feucht von Tränen. Über ihrem Gesicht lag eine stille Trauer, ihr Mund zuckte schmerzlich. Sie wollte sprechen, aber ihre Stimme brach im krampfhaften Schluchzen.

„Um Gotteswillen, was ist denn geschehen?“ rief Frau Rosalie erschrocken und führte das heftig weinende Mädchen zur Bank unter dem Birnbaum.

„Komm, setze dich — so“ sie legte ihren Arm um Julka, so liebevoll wie eine Mutter.

„Weine dich aus, Kind, und dann erzähle mir, was vorgefallen ist. Ist jemand krank bei euch?“

Julka schüttelte verneinend den Kopf. „Ach — es ist — schrecklich!“ rief sie und schluchzte heftig auf. „Ich soll — ich — die Mutter will — ach, den Jendrik soll ich heiraten!“

Nun hatte sie gesagt, was ihr fast das Herz abdrückte. Der Jendrik — alle Tage kam er ins Haus. Er brachte Kuchen, brachte Wein, brachte Wildtauben und Kaninchen. So schmeichelte er sich in der Mutter Herz. Und nun verlangte Frau Biontek, daß die Tochter gehorche und Jendrik zum Manne nehme.

Frau Rosalie war sehr bestürzt. Sie hatte in Julka schon lange ihr liebes Töchterchen gesehen, und nun schien dieser Gedanke nichts weiter zu sein als ein schöner Traum. Sie streichelte Julkas blondes Haar, streichelte ihr vermeintes Gesicht und redete ihr mütterlich zu.

„Weine nicht, du armes Ding! Vorläufig bist du ja noch so jung. Du mußt ja noch viel lernen, ehe du eine gute Hausfrau sein kannst. Den Gehorsam kannst du deinen Eltern, die so vieles für dich getan haben, nicht versagen, — aber schlimm wäre es, wenn du einen Mann heiraten würdest, der, wie der Jendrik, am liebsten bei Wein und Würfeln sitzt! Ich will gelegentlich mit deinen Eltern reden. Bis dahin gedulde dich und vertraue auf Gott, er hilft, wenn wir redlich auf ihn bauen.“

Die vernünftigen, ruhigen Worte Frau Rosaliens verfehlten ihre Wirkung auf Julka nicht. Sie trocknete ihre Tränen und richtete sich auf. Wie gern hätte sie gesagt: „Ich kann den Zendrik nicht heiraten, denn ich bin Eurem Anton gut.“ Aber das brachte sie nicht über die Lippen. Sie flüsterte nur leise:

„Ich fürchte mich vor dem Zendrik! Er sieht mich immer so wild an. Ich kann niemals seine Frau werden.“

„Das sollst du auch nicht, Julchen,“ beruhigte Frau Rosalie sie. „Die Ehe ist viel zu heilig, um so ohne alle Zuneigung geschlossen zu werden.“

Julka küßte Frau Rosalie dankbar die Hand.

„Ihr seid so gut zu mir,“ rief sie gerührt. Frau Rosalie drückte das Mädchen liebevoll an ihre Brust und strich wieder und wieder über das krause Köpfchen. „Nur Mut, mein Töchterchen, und nicht verzagt!“

Im Birnbaum raschelte der Abendwind, ein Vöglein zwitscherte verträumt in seinen Ästen. Agnes und Robert sammelten fleißig die schädlichen Raupen von dem blauen Kraute und plapperten dabei allerlei lustige Dinge. Es war so friedlich, so still und heimlich rundum, daß auch Julka völlig ruhig wurde.

„Kommt nur bald zu meiner Mutter,“ bat sie und ging getröstet heim.

Frau Krügelein sprach schon am anderen Tage mit Frau Biontek.

„Laßt der Julka noch ein Weilchen ihre Freiheit — zwingt sie noch nicht zu einer Heirat — sie ist ja noch so jung!“ so redete Frau Rosalie, und Frau Biontek blickte verlegen vor sich hin und sagte endlich:

„Das dumme Mädel — wenn sie nicht will — ich werde sie nicht zwingen.“

Das sagte sie auch einige Tage später dem Jendrik. „Wartet noch — sie ist noch jung — ihr habt beide noch Zeit.“

Jendrik war mit diesem Bescheide nicht zufrieden. Immer schlich er hinter Julka her, brachte ihr Blumen, Beeren und Vogeleier. Sie stellte alles hin und sah es nicht an.

So ging der Sommer rasch weiter. Ein trockener Sommer ohne Regen. Das Getreide auf den Feldern war gelb, aber die Ähren waren blind. Das Gras war dürr und trocken. Ein neues Leid schlich sich in Tarnowitz ein — die Futternot. Woher sollte Hafer und Heu für die vielen Pferde der Kofkünste genommen werden!?

„Wir müssen die Tiere verkaufen, den Betrieb der Gruben einstellen, wenn das so weiter geht,“ sagte der Bergmeister bekümmert.

„Der Markgraf, unser gnädiger Herr, wird helfen,“ sagte Anton zuversichtlich.

Der Bergmeister zuckte die Achseln. „Er hat schon so viel gegeben! Ich wage es gar nicht mehr, ihn zu bitten.“

„Ich will es tun —“ sagte Anton. „Ich habe den Mut zu dieser Bitte. Hat er uns Franken in dieses ferne Land geführt, wird er uns nicht verderben lassen.“

„Nun — meinetwegen, so reitet nach Jägerndorf und stellt dem Markgrafen unsere Not eindringlich

vor! Ich will Euch ein Schreiben mitgeben, das Euch ausweist.“

Ein paar Tage darauf ritt Anton nach Jägerndorf. Er ritt durch die versengten Felder, ritt an brennenden Grashalden vorbei. Traurig lag die verdorrte Landschaft unter dem blauen Himmel. Aber Anton hatte den Glauben an seinen Landesherrn, und sein Herz war fröhlich.

Der Weg nach Jägerndorf und wieder zurück war damals nicht so rasch gemacht wie heute. Schlechte Wege, dichter Wald, in dem noch allerlei Raubtiere lebten, auch Wegelagerer und Räuber machten die Reisen eines einzelnen Mannes dahin gefährlich.

Frau Rosalie betete täglich inbrünstig um Schutz für ihren Sohn auf dieser langen Reise.

Und Julka —? Ihr kleines Herz zitterte in Sorge und Angst um Anton. Täglich lief sie an den Rand des Waldes, durch den der Weg nach Jägerndorf ging, und saß hier so lange, bis die Sonne unterging und der Mond über den dunklen Tannen aufstieg. Ach, wie viele herzinnige Gebete stiegen auch aus ihrem Herzen zu Gott empor! Gebete um Schutz für den Mann, dem sie über alles gut war.

So gingen die Wochen hin. Das Land blieb trocken, dürr und heiß. Julka saß eines Abends wieder oben am Waldestrande. Die Sonne war im Scheiden und stand wie eine glühende Scheibe im Westen des Himmels. Rosenglut lag über der Erde und färbte die Wasserrosen im nahen Tümpel mit zartem Rot. Julka blickte auf das dunkle Wasser, auf die bleichen

Blumen, die darin schwammen und den klaren Himmel, der sich in dem Wasser spiegelte. Der Abend war ungemein still und ruhig. Kein Vogel sang, kein Blatt bewegte sich in der stillen Luft. Nur die Grillen zirpten am Waldesrande.

Zulka dachte an Anton. Wird er glücklich zurückkommen von seiner weiten Reise? Wird der Markgraf, der schon so viel für Tarnowitz getan hat, auch diesmal helfen? Sie hob den Blick und sah rundum das braune, trockene Gras, die zersprungene harte Erde. Das Herz tat ihr weh darum. ‚Wir gehen einer harten Zeit entgegen,‘ dachte sie.

Auf einmal hatte sie das Gefühl, als stehe jemand hinter ihr. Sie erschrak so sehr, daß ihr fast das Herz stillstand. Sie wagte nicht, sich umzublicken. So saß sie ein paar Sekunden starr vor Furcht. Da hörte sie wieder, diesmal ganz deutlich, Schritte hinter sich. Entsetzt sprang sie auf, wandte sich um und sah — in Anton's blaue Augen.

„Grüß dich Gott, Zulka!“ rief er lebhaft. „Ich habe dich erschreckt, das tut mir leid!“

Sie war noch so erschrocken und so überrascht, daß sie nicht sprechen konnte. Die Arme sanken schlaff an ihrem Körper herunter. Aber ihre Augen leuchteten vor Freude und Glück.

„Daß du nur wieder da bist, und heil und gesund!“ flüsterte sie endlich.

„Zulka, freut dich das wirklich?“ fragte er sie und faßte sie an den Händen.

„Ja,“ sagte sie einfach.

„Ach, Julka,“ jubelte er, „wie glücklich sind wir Menschen doch. Schau, ich wollte dir das schon lange sagen — ich habe dich lieb — willst du einmal meine kleine Frau werden?“

„Ja,“ flüsterte sie leise, „ich bin dir ja auch gut, Anton — immer schon.“

Das war nun eine Seligkeit! Arm in Arm gingen die beiden, glücklichen Menschen heim. Sie sprachen von ihrer Zukunft, von allem, was ihren Herzen lieb und teuer war.

„Die Mutter wird sich freuen,“ sagte Anton. „Wie gern wird sie dich in allem unterweisen, was not ist, um eine deutsche, brave Hausfrau zu werden.“

„Ich will gern von Deiner Mutter eure Art und euer Wesen lernen,“ erwiderte Julka leise. Ihr war so feierlich zumute wie an einem schönen Festtage. Sie gingen langsam. Es dunkelte schon, als sie die ersten Häuser von Tarnowitz erreichten.

„Wie kommt es nur, daß du mich dort im Walde gefunden hast, und wann bist du aus Jägerndorf zurückgekommen? Ich habe dich auch nicht kommen sehen,“ sagte Julka.

„Ich bin auf einem Seitenwege in die Stadt geritten,“ erklärte Anton ihre Fragen. „Meine Botschaft an das Tarnowitzer Bergamt ist eine gar gute. Ein Jahr lang will der Marktgraf die Futterkosten für 100 Pferde bestreiten. O, — er ist ein guter, ein edler Mann! Aus Franken will er Hafer kommen lassen.“

„Das wird ihm Gott lohnen,“ sagte Julka leise.



Anton fuhr fort: „Meine Mutter sagte mir, wo ich dich finde, da bin ich gleich heraufgekommen. Die Mutter erwartet uns. — Komm, ich zeige dir die schönen Dinge, die ich dir aus Jägerndorf mitgebracht habe: das Brauttuch und die Schürze.“

Sie gingen rascher, von ungeduldiger Freude getrieben.

Sie merkten es beide nicht, daß ihnen jemand nachging. Leise schleichend, wie Ragen, wenn sie auf Raub ausgehen, folgte Zendrik den beiden Menschen. Seinem lauschenden Ohre ging fast kein Wort verloren. Wut fraß an seinem Herzen, als er sah, wie glücklich Anton war. Unheimlich funkelten seine Augen. Durch die ganze Stadt ging er hinter den beiden her, bis zur Wohnung von Anton Krügelein. Unter das Fenster stellte er sich und sah mit neidischen Augen, wie Anton vor Julka die schönen Sachen auspackte, die er aus Jägerndorf mitgebracht hatte. Eine rosa Seidenschürze, ein blaßgrünes Seidentuch und dunkelrote Korallen. Vielreihig und feingeschliffen, glänzten die Perlen wie die Beeren des Holunderstrauches, der über dem Brunnen von Julkas Eltern stand.

Zendrik sah, wie das Mädchen sich freute, wie es die Sachen zusammenpackte, wie es mit glänzenden Augen dankte, wie Frau Krügelein es in ihre Arme schloß und mütterlich küßte.

Da stieß er einen drohenden Schrei aus und lief in den Wald.

So schrecklich, so unheimlich hatte dieser Schrei geklungen, daß die glücklichen Menschen da drinnen in dem Häuschen erblaßten.

„Was war das?“ fragte Anton erschrocken. Er ging hinaus, suchte Hof und Garten ab, fand aber nichts.

„Ein Raubvogel wird's gewesen sein,“ meinte Frau Krügelein und wandte sich dann wieder an Julka:

„Ich will morgen mit deiner Mutter sprechen. Ich meine, wir richten eure Hochzeit im Frühling aus. Im Winter kannst du bei mir nähen, spinnen und dies und das anfertigen, was du noch zu deiner Aussteuer brauchst.“

Dann begleiteten Mutter und Anton das liebe Mädchen nach Hause.

Am andern Tage sprach Frau Krügelein mit Julkas Mutter. Sie setze ihr alle Vorteile auseinander, die eine solche Hochzeit auch für Julka hatte. Frau Piontek war, — wie man so sagt, — wie der Wind geht, heute so, morgen so. Sie hatte ihre Tochter dem Jendrik versprochen und war es auch zufrieden, daß sie Antons Frau wurde.

„Mir ist es egal, wenn er und das Mädchel sich gut find,“ sagte sie zu Frau Krügelein. So wurde auch hier beschlossen, daß die Hochzeit im Frühjahr sein solle. Julka zeigte der Mutter die seidene Schürze, das Brusttuch, die Perlen und die Bänder, die Anton ihr geschenkt hatte — da gab sich Frau Piontek vollends zufrieden.

„Das ist ja alles so schön, wie für eine Gräfin!“ rief sie staunend. Julka war übergücklich. Sie legte die Sachen in ihre Truhe, klappte den Deckel darüber

und ging dann endlich an ihr Tagewerk. Sie sang den ganzen Tag wie eine Lerche vor Glück und Seligkeit.

Nach höchster Not glücklich vereint.

Jendrik war ruhelos in den Wäldern herumgelaufen. Der Neid auf Anton quälte ihn so stark, wie einst den Kain auf seinen Bruder Abel. „Wenn ich ihn nur hier zwischen den Fingern hätte,“ knirschte er. Am dritten Tage hielt er es nicht mehr aus. Er ging zu Julkas Mutter und machte ihr Vorwürfe, daß sie ihre Tochter dem Anton gegeben habe.

Frau Piontek rückte ihr rotes Kopftuch zurecht und sagte ruhig:

„Was schreit Ihr so herum! Das Mädel will Euch nicht — was kann ich tun? Es sind ja noch viele hübsche Mädchen in der Stadt — Ihr werdet schon eine Braut finden.“

„Ist das Euer letztes Wort?“ fragte Jendrik wütend.

„Ja, mein letztes,“ sagte Frau Piontek und ging aus der Stube.

Da wallte die Wut im Herzen Jendriks auf — er wurde ganz blaß vor Zorn. Als er zur Tür hinauskam, war es ihm, als höre er oben in Julkas Kammer das Mädchen singen.

„Ich will selbst noch einmal mit ihr reden,“ dachte er. „Sie muß mein werden.“

Er ging die Treppe hinauf. Die Stufen knarnten unter seinen schweren Schritten. Der Wolfshund, der

an der Kette im Garten lag, bellte wie unsinnig, aber niemand achtete auf ihn.

Nun trat Zendrik in Julkas Kammer. Er war nie hier oben gewesen. Wie nett sah es hier aus! Das Bett verhüllte eine graue Leinendecke, die Wände schmückten fromme Bilder. In einer Ecke stand ein zierliches Spinnrad; das hatte Anton dem Mädchen



geschmizt. Unter dem Fenster stand die bemalte Truhe — aber Julka war nicht da.

Zendrik sah sich im Zimmer um. Es dämmerte schon, doch war es noch so hell, daß er jeden Gegenstand erkennen konnte. „Julka!“ rief er leise, aber es gab ihm niemand Antwort; nur der Hund unter dem Fenster bellte und bellte.

„Warte du!“ rief er und drohte ihm durch die Fensterluke. Er war zu dem Zwecke auf der bunten

Truhe niedergekniet. Als er zurücktrat, merkte er, daß der Deckel nicht verschlossen war. Er hob ihn auf. Jrgend etwas, ein Band oder ein Bild aus ihrem Gebetbuch, wollte er mitnehmen — eine Erinnerung an Julka. Er war ganz traurig geworden. Draußen war der Mond voll und glänzend aufgestiegen. Sein weißes Licht floß in die Kammer, floß auf die Sachen, die wohlgeordnet in der Truhe lagen. Die Schürze, das Tuch, die Bänder und Perlen, die Anton der Julka aus Jägerndorf mitgebracht hatte, lagen oben auf und schillerten bunt in dem weißen Mondlicht.

Da stieg die Wut wieder in Jendriks Herzen auf und erstickte ihn fast. Diese Bänder, diese Schürze wird Julka an ihrem Hochzeitstage tragen. — — Nein, das durfte nicht geschehen — nein, und sollte ich — ein böser Gedanke stieg in ihm auf — anzünden diesen Plunder! Mochte er in Flammen aufgehen. So leicht kam Anton nicht wieder nach Jägerndorf. Er griff in seine Hosentasche; im nächsten Augenblick sprang ein Funken vom Feuerstein auf den trockenen Zunder, den er immer bei sich trug. Noch zögerte er — dann, wie von fremder, böser Gewalt getrieben, steckte er den glimmenden Zunder tief in die Kleidertruhe und ließ den Deckel langsam zufallen. Vielleicht hätte er sich noch besonnen und den Brand erstickt, ehe er glühete — des Menschen Herz ist ja in seiner Leidenschaft so schwankend zwischen Gut und Böse. Aber es war keine Zeit mehr dazu. Leichte Schritte knarrten auf der Stiege — Julka trat ein.

Sie schrie auf, als sie Jendrik im Mondlicht vor sich sah.

Er drängte sich an ihr vorbei, draußen auf der ersten Treppenstufe rief er ihr zu:

„Julka, Julka — willst du wirklich den Anton heiraten?“

„Ja,“ sagte sie kurz und hart. Sie war voll Furcht vor seinen funkelnden Augen.

Diese Härte nahm alles Gute aus seinem Herzen.

„So wünsch' ich dir Glück dazu,“ rief er voll Hohn und lief aus dem Hause.

Julka zitterte an allen Gliedern, so erschrocken war sie immer noch über Jendriks unerwarteten Anblick in ihrer Kammer. Sie horchte, bis sein Tritt auf der harten, zersprungenen Sommererde verhallte, dann schob sie den Kiegel vor ihre Kammer und sank vor ihrem Bett in die Knie. Lange, lange betete sie. Dann schlüpfte sie in ihr Bettlein und schlief bald ein.

Weiß und glänzend war diese Nacht, still und traumhaft. Kein Blatt regte sich im Apfelbaum. Julka schlief und träumte mit gutem Gewissen lichte, liebe Himmelsfreunden.

Da schlug draußen der Wolfspitz heftig an. Julka erwachte, sprang auf und lief ans Fenster. Der Hund knurrte immer noch, winselte aber freudig auf, als er Julka erkannte. Sie rief ihm ein paar Worte zu, dann schauerte sie zusammen. Ihr war's, als schliche jemand um das Haus. Wieder bellte der Hund und zerrte an der Kette. Unendliche Furcht raubte Julka

den Atem. Sie wagte sich nicht vom Fenster weg, das doch kein Schutz für sie war, denn es war so klein, daß sie niemals daraus sich retten konnte. Angstvoll horchte sie nach der Thür. Ihr war es, als knarrten die morschen Stiegen. Sie hörte ein Knistern, leise, leise — wie schleichenden Schritt. Wieder knistert's dicht zu ihren Füßen. Starr lauscht sie dem unheimlichen Geräusch. Sie hatte oftmals in kalten Winternächten das heifere Geheul des Wolfes gehört, niemals aber hatte sie so lähmenden Schreck empfunden wie heute. Sie konnte nichts denken. Die Furcht erstickte alles Empfinden in ihr.

Wieder knistert es lauter, lebendiger. Zugleich steigt ein brenzlicher Rauch vor ihr auf, sie fühlt eine steigende Wärme in ihrer Nähe — die Truhe — von da kommt das Knistern, der Rauch. — Das Erkennen löst ihr die Zunge — „Feuer!“ ruft sie gellend und stürzt nach der Thür. Sie ist verriegelt. In ihrer Todesnot findet sie den Kiegel nicht, sucht und sucht und findet ihn nicht. Die Kammer ist schon voll Rauch. Da schießt eine Flamme aus der Truhe auf und langt durchs Fenster auf das überhängende Dach.

„Feuer!“ schreit's draußen auf der Straße mit wahnsinnigem Gelächter.

„Feuer — Feuer!“

Der Jendrik ist's. Schreiend und lachend läuft er in den Wald zurück. Aber verschiedene Leute hatten den Schrei gehört, sahen die Flamme züngelnd auf das Dach springen, Bergleute, die von der Schicht kamen. Anton war unter ihnen. Er sah die lohende

Flamme aus Julkas Kammerfenster bringen und erkannte sofort die furchtbare Gefahr für die schlafenden Menschen.

„Laßt alles brennen, rettet nur die Menschen!“ schrie er und war mit wenig Sätzen die Stiegen zu Julkas Kammer hinaufgerannt — er will die Tür aufreißen — sie ist verriegelt. Die Todesangst um das geliebte Mädchen gibt ihm übernatürliche Kraft. Mit der Keilhaue, mit seinen schweren Fäusten schlägt er die zum Glück schon morsche Tür zusammen. Rauch und Feuer schlagen ihm entgegen. Geblendet und von giftigem Rauch gedrängt, weicht er zurück; aber nur sekundenlang.

„Julka!“ mit dem Rufe bringt er in die Kammer, sein Fuß stößt an einen leblosen Körper, der dicht an der Schwelle lag — er fragt nicht viel — dazu ist keine Zeit. Die Flammen, die der Luftzug neu entfacht, züngeln nach ihm hinüber; er reißt das Mädchen an sich und stürmt mit dem schweren, leblosen Körper hinunter ins Freie. Die Flammen jagen ihm nach. — Draußen legt er ins nachttauige Gras behutsam Julka nieder. Frauen, die der Feuerruf geweckt, drängen sich um Julka, suchen die Ohnmächtige ins Leben zurückzurufen.

Anton ist zurückgeeilte zu dem brennenden Hause. Die Windstille treibt die helle Flamme hoch — wie eine Fackel strebt sie empor. Das ganze Haus eine brennende Fackel! Nichts kann gerettet werden. Alle Habe der Armen zerfliehet zu Asche in der knisternden Flamme. Der Feuerschein geht bis zu dem dunklen

Walde, in dem Jendrik mit den Qualen des bösen Gewissens herumirrt. Jetzt steht er verborgen hinter dem Stamm einer Eiche und sieht die Menschen wie große dunkle Schatten in dem roten Lichtschein hin- und hereilen. Todesangst preßt seine Brust zusammen. Doppelte, dreifache Angst: die Furcht, wenn sie dich finden, töten sie dich! Stand doch in jener Zeit als gesetzliche Strafe für vorsätzliche Brandstiftung — der Tod. —

Die Furcht — Julka könne in dem Feuer umgekommen sein!

Wollte er sie töten? „Nein — nein,“ schrie er auf. „Nicht sie, nur diesen bunten Puz, den Anton ihr gebracht, wollte ich zerstören!“

Und zum dritten Male schüttelte ihn die Furcht: die Eltern Julkas, ihre Geschwister, die unten schliefen, waren sie gerettet? Das Feuer brannte so rasch, so gierig an dem ausgetrockneten Holze — kamen die Retter in dieser furchtbaren Not noch zu rechter Zeit?

Er hörte in dieser stillen Nacht, deren reine Luft den Schall weit trug, die verworrenen Stimmen der Menschen, die das Feuer angelockt. Er sah sie das Vieh von der Brandstätte treiben, hörte das Geschrei der geängstigten Gänse, die lärmend in die Felder liefen. Er hörte, wie das Haus prasselnd zusammenstürzte, wie die Zweige der Bäume, die am Hause gestanden, versengt vom Feuer knisterten. Der Apfelbaum, der wie ein guter Freund Julkas Kammerfenster gehütet hatte, glimmte verkohlend wie Zunder. Alles das hörte und sah Jendrik, aber es löste die Frage nicht, die so brennend in seiner Seele saß —

die Frage: „Sind die Menschen gerettet, oder sind sie begraben unter diesen rauchenden Trümmern des Hauses?“

Qualvolle Pein raste durch seine Seele; sie betäubte den bitteren Neid auf Anton. An nichts dachte er jetzt, als an die Menschen, die ein unseliger Augenblick vielleicht einem furchtbaren Tode geweiht, und an die Gefahr, in der er selbst schwebte, wenn man dahinter kam, wer diesen Brand entfacht hatte! Mit der Furcht



des bösen Gewissens sah er in jedem Schatten die Verfolger, die da hinter ihm her waren, um ihn zu greifen und zu richten. Und doch konnte er nicht von der Stelle weg, auf der er stand. Mit gierigen Augen beobachtete er alles, was auf der Feuerstelle geschah. Er sah, wie die Menschen sich verloren, sah, daß nur wenige Männer als Feuerwachen auf der Brandstätte zurückgeblieben waren. Die zusammengestürzten Balken sandten dichten Rauch zum Himmel, manchmal

fuhr eine Flamme wie ein glänzendes Schlänglein aus den verkohlten Trümmern; dann fuhr ein Wasserstrahl aus ledernem Eimer zischend in die Glut.

Die Stunden rannen — der Morgen nahte mit frischem Luftzug. Still war es auf der Brandstelle geworden. Die Männer, welche die Wache übernommen hatten, saßen auf umgestülpten Karren und sprachen über das Unglück und sein Entstehen. Noch war kein Verdacht auf den Zendrik gefallen. Der stand noch immer im dunklen Wald, zähneklappernd vor Furcht und Reue. Wie alles so still und ruhig geworden war, wagte er sich aus seinem Versteck. Schritt für Schritt kam er näher. Nun stand er ganz im Freien und sah unter dem leuchtenden Sternenhimmel die Bergstadt wie ein großes Schattenbild vor sich. Wie aus Höllenschlünden glühten die Feuer der Schmelzhütten zu ihm herüber. Gequält wandte er den Blick nach der anderen Seite — nach jener Seite, wo das Häuslein der Familie Krügelein stand. Wie feurige Augen leuchteten hier die Fenster in die Nacht hinaus. Da packte ihn ein Gedanke mit solcher Gewalt, daß er, seine eigene Sicherheit aufs Spiel setzend, ihm nachgab. Er schlich sich vorwärts, sachte wie ein Fuchs, allen Möglichkeiten, gesehen zu werden, ausweichend — immer näher kam er der Krügeleinschen Wohnung. Es zog ihn förmlich dahin. „Dort“ — sagte er sich — „muß ich Gewißheit finden, ob Julka — ob ihre Eltern leben“. Leise, leise schlich er sich heran — nun stand er unter den erleuchteten Fenstern. Scheu blickte er durch die Scheiben und — — — es fiel wie Bergeslast

von seiner Seele. Um den Familienofen versammelt saß Julka mit ihren Eltern und Geschwistern. Alle blaß, verängstigt und traurig ob der verlorenen Habe, aber doch heil und gesund. Da trieb es ihn wieder fort, wieder zurück in den dunklen Wald. Männer, die zum Holzfällen in den Wald gingen, hörten ein furchtbares Schreien aus dem Dickicht kommen.

„Ich bin kein Mörder, Gott sei Dank, ich bin kein Mörder!“

Sie hielten das Rufen für nächtlichen Spuk und eilten rasch weiter. Zendrik aber wanderte über die Grenze ins ferne Polenland. Ruhelos zog er von Ort zu Ort wie einstmal's Rain, der von Gott Gezeichnete.

Frau Krügelein hatte sich voller Erbarmen der Abgebrannten angenommen, die nur das nackte Leben gerettet hatten. Sie gab fürs erste, was sie entbehren konnte, um nur der augenblicklichen Noth zu helfen. Julkas Eltern und Geschwister waren nur mit knapper Noth vor dem schrecklichen Tode gerettet worden. Die Angst, der Rauch, der Jammer um das verlorene Gut hatte sie ganz krank und elend gemacht. Julka hatte sich auch nur langsam erholt. Nun saßen alle beisammen, behütet von treuer Freundschaft. Eine gute Morgensuppe erfrischte sie vollends. Mit dem jungen Tage kamen die Bürger aus der Stadt und brachten Kleider für die Abgebrannten. Man fragte, wie der Brand entstanden, sann hin und her. Niemand wußte

es zu sagen. Zulka allein hatte einen furchtbaren Verdacht. Sie erzählte es Frau Krügelein, wie sie Zendrik in ihrer Kammer gefunden hatte.

Da sagte die gute Frau: „Wir wollen Gott danken, daß kein Mensch verunglückt ist. Den Zendrik wird Gott richten — wir wollen über seine böse That um so lieber schweigen, als wir ja nicht bestimmt wissen, ob er das Feuer wirklich angelegt hat. Wir haben dem Burschen schon einmal Unrecht getan, damals, als Anton ihn im Verdacht hatte, er wolle eine Henne stehlen!“

„Ja,“ sagte Anton bedrückt, „ich habe das vielmals bereut. Wer weiß, ob er jemals diesen großen Haß auf mich geworfen hätte, wenn ich ihn nicht in so ungerechten Verdacht gebracht hätte.“

So kam es, daß niemand etwas Genaueres über das Entstehen des Brandes erfuhr. Freilich lenkte sich der Verdacht auf Zendrik, als er so plötzlich aus der Stadt verschwand. Der fränkische Hutmann besonders pfiß manchmal leise vor sich hin und dachte:

„Ich hab's ja bald gemerkt, daß der wilde Bursche den Anton Krügelein haßt. Er wollte ihm aus Rache die Braut verbrennen lassen!“

So redeten die Leute. Genauer wußte niemand. Auf Veranlassung des Bergamts durften Pionteks sich Bauholz aus den Wäldern des Markgrafen holen, und bald stand ein neues, schmuckes Häuschen auf der Brandstelle. Im Frühjahr hielten Anton und Zulka Hochzeit. Sie wohnten im Hause der Frau Krügelein.

Zulka war eine fleißige, sorgsame Hausfrau; Frau Krügelein hatte ihre Freude an ihr. — — — —

„Mutter,“ fragte Zulka einmal Frau Rosalie, „sehnt du dich noch nach deiner fernern Heimat?“

Da kam ein mildes Lächeln in das alternde Gesicht der fränkischen Frau.

„Liebes Kind,“ erwiderte sie, „vergessen kann ich meine Heimat nie, — aber ich bin nun glücklich auch in meiner neuen Heimat. Schließlich ist ja unsere Heimat nicht immer das Land, in dem wir geboren wurden, sondern dort, wo Gott uns hingeführt hat, damit wir da mit guten Menschen nach seinem Willen leben! Meine Heimat wird nun immer die sein, wo ich euch, meine lieben Kinder, glücklich weiß.“

Und glücklich wurde Anton mit Zulka Piontek.

Es kam eine reiche, glückliche Zeit auch für Tarnowitz. Der Segen Gottes quoll in silbernen Erzen aus der Tiefe; die Güte des Markgrafen Georgs v. Brandenburg half diesen Segen an das Licht bringen. Aber er tat noch mehr für die junge Stadt. Er baute das schöne, steinerne Gotteshaus auf der Stelle, auf der heute noch die katholische Pfarrkirche in Tarnowitz steht. Ein Teil des Turmes stammt noch aus jener Zeit. Er erweiterte die Schule, die großen Ruf im Lande genoß. Er gab der Stadt Märkte und viele andere Freiheiten. So wurde Markgraf Georg v. Brandenburg der erste Hohenzoller, der in Oberschlesien Besitz erworben, ein Vorläufer des großen Königs Friedrich II. für unser Land. Seine Regierung in Tarnowitz-Beuthen war reich gesegnet. Unter seinem Schutze

blühte der Bergbau auf, entwickelte sich das Deutschtum, wurde das arme, eingeborene Volk höherer Kultur zugeführt. Er starb im Jahre 1543. Noch sind die Spuren im Tarnowitzer Kreise nicht erloschen, die seine einstige Herrschaft hinterlassen hat. Er hat außer Tarnowitz auch das nahe bei Tarnowitz liegende Georgenberg gegründet.

Die dankbaren Tarnowitzer haben ihm ein Denkmal gesetzt.



Verlag von Franz Goerlich in Breslau I.

Schlesische Volks- und Jugendbücherei.

Sammlung unterhaltender und belehrender
Volksbücher zur Pflege heimatlicher Kultur.

Herausgegeben unter Mitwirkung namhafter schlesischer Schriftsteller
von

Bruno Clemenz.

Band I. **Aus Schlesiens großer Zeit.**

Von Otto Koischwitz.

Mit 20 Illustrationen und Schlachtenplänen.

Band II. **Die neue Heimat.**

Von E. Grabowski.

Mit Buchschmuck von W. Suhr.

Band III. **Des alten Kaisers Jugendliebe.**

Von Dr. Oswald Baer.

Mit zahlreichen Illustrationen.

Band IV und V. **Der Schlesier an der Arbeit.**

Von Bruno Clemenz.

Zwei Teile. Mit vielen Illustrationen.

Preis jedes Bändchens in eleg. Ganzleinenbande 1 M.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Dideldumdei.

Schlesische Gedichte von Karl Klings.

Mit dem Bildnis des Verfassers. 136 S. Eleg. geheftet 1,80 M.,
in Ganzleinenband mit Goldschnitt 2,50 M.

„ . . . Über diesen Gedichten liegt eine so reine, heitere, klare
Atmosphäre, wie wir sie nur selten aus einem Gedichtsbande
herausfühlen können. . . .“ („Büchzeit.“)

„Mit dieser Sammlung Gedichte, reich an Humor und Innigkeit,
hat Klings seinen Landsleuten eine bemerkenswerte Gabe beschert,
für die er viel Dank und Anerkennung ernten wird.“ („Der Osten.“)

Bunte Bilder aus dem Schlesiernlande.

Herausgegeben vom
Schlesischen Pestalozzi-Verein.

2 Bände (I. in dritter Auflage). Mit vielen Illustrationen.

Ihre Majestät die Kaiserin und Königin
Auguste Viktoria hat die Gnade gehabt,
die Widmung des Buches anzunehmen.

Jeder Band ist einzeln zu beziehen und kostet geheftet 4,50 M.,
elegant gebunden 6 M.

„Die Fülle dessen, was das in jeder Hinsicht vielgestaltige Schlesiernland an wissenswertem Stoffe bietet, ist außerordentlich groß. Es haben sich Männer der verschiedensten Berufe zusammengetan und an dem Zustandekommen dieses Werkes mitgearbeitet, jeder aus dem Kreise seiner eigenen Anschauung oder seines Wissens heraus. Daß nur Vorzügliches geboten ist, dafür bürgen die Namen der Verfasser, denen außer zahlreichen Lehrern, Univeritätsprofessoren, Direktoren von wissenschaftlichen, technischen und Kunstinstituten, Geistliche, Ärzte und Berufsschriftsteller angehören, und der große Anklang, den das Werk bisher gefunden hat. Sind doch bereits über 10000 Bände abgesetzt worden. Wer sich über schlesische Sitte und Kultur, über Sage und Geschichte, über Land und Leute unterrichten will, findet hier außerordentlich reichhaltigen und vielseitigen Stoff. Ein reicher, sorgfältig ausgewählter und künstlerisch wiedergegebener Bilderschnitt begleitet veranschaulichend den Text und erhöht den Wert des Buches. Ist das Werk somit eine Zierde für jede deutsche Bibliothek, so soll es doch besonders ein gern benutztes Familienbuch für jedes schlesische Haus, eine gesunde und nutzbringende Lektüre für unsere schlesische Jugend sein.“

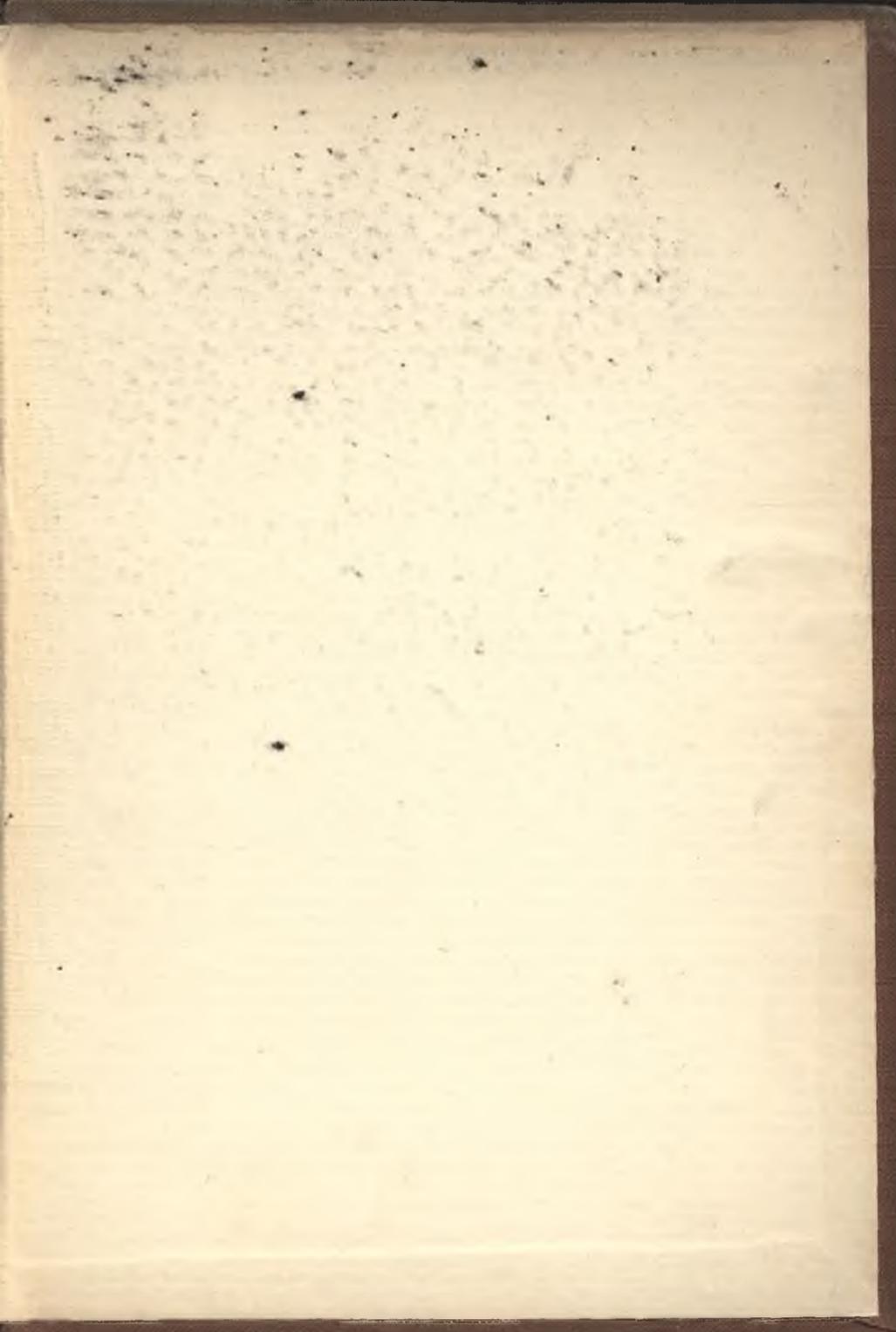
Schlesien, mein Heimatland.

Gedicht von Franz Weber.

Komponiert von Richard Kügele, Königl. Seminar- und Musiklehrer. Op. 266. In drei Ausgaben je 60 Pf., einzelne Stimme je 10 Pf. I. Für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. II. Für gemischten Chor. III. Für vierstimmigen Männerchor.

„. . . Der Volkston in seiner Einfachheit, Wahrheit und Tiefe ist durchaus getroffen. Das Lied ist wert, Nationallied der Schlesiern zu werden. . . “
(„Preuß. Schulzeitung.“)

1846



Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000613774



I 134937

SL